SOMA

MONATSSCHRIFT FÜR KÖRPERKULTUR UND KUNST



Gudruns Gattenklage / Eugen Diederichs gestorben! / Der Sonne entgegen! / Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben . . . / Polizeilich verboten! Aber die öffentliche Meinung wandelt sich / Siegfried Bergengruen: Freikörperkultur und Rhythmik als Brücke zu einer ethischen Gesundung / Weihnachtsbücher

5. JAHRGANG Preis RM. 1.– HEFT 8

Soma

MONATSSCHRIFT FÜR KÖRPERKULTUR UND KUNST

Totensonntag

Fremde Menschen



Da sprach Herborg, die Hunnenfürstin: ...
(s. S. 226)

Aufn. Lotte Herrlich

Gudruns Gattenklage

Übersetzt von Felix Genzmer (Thule I, Verlag Eugen Diederichs)

Einst begehrte
Gudrun[1]) zu sterben:
Bei Sigurd saß sie
Sorgenvoll;
Sie schluchzte nicht,
Schlug nicht die Hände,
Sie weinte nicht
Wie Weiber sonst.

Kluge Jarle[2])
Kamen zu ihr,
Die ihr das Leid
Lindern wollten;
Keine Tränen
Kannte Gudrun:
Ihr war so weh,
Sie wollte zerspringen.

Edle Frauen
Der Fürsten kamen,
Goldgeschmückte
Zu Gudrun hin;
Ihren Kummer
Klagten alle,
Den jammervollsten,
Den sie je erlebt.

Da sprach Gjaflaug,
Gjukis Schwester[3]):
„Auf Erden bin ich
Die elendeste:
Ich mußte fünf
Männer verlieren
Und acht Brüder:
Noch immer leb ich."

Keine Tränen
Kannte Gudrun:
Sie war so zergrämt
Um des Gatten Tod,
So kummerschwer
Um des Königs Leiche.

Da sprach Herborg,
Die Hunnenfürstin:
„Ich hab noch herbern
Harm zu sagen:

Sieben Söhne
Im Südlande,
Mein Mann als achter
Mußten fallen.

Vater und Mutter,
Vier Brüder
Waren im Wasser
Des Windes Raub;
Wider den Bord
Die Brandung schlug.

Selbst besorgte ich,
Selbst schmückte ich,
Selbst begrub ich
Die Gesippen mein.
Alles erlitt ich
In einem Sommer;
Mir konnte keiner
Den Kummer lindern.

Vom Feind ergriffen,
Gefangen im Krieg
Sollt ich im selben
Sommer werden.
Schmücken mußt ich,
Die Schuh ihr binden
Des Edlings Frau
Alle Tage.

Sie schalt mich oft
Aus Eifersucht
Und ließ mich harte
Hiebe spüren.
Besseren Herrn
Hatte ich niemals,
Doch nie so böse
Gebieterin[4])."

Keine Tränen
Kannte Gudrun:
Sie war so zergrämt
Um des Gatten Tod,
So kummerschwer
Ob des Königs Leiche.
Da sprach Gullrönd,
Gjukis Tochter[5]):

[1]) Kriemhild. [2]) Edle. [3]) Kriemhilds Tante. [4]) so ein Klatschweib! [5]) Kriemhilds Schwester.

„Schlecht doch kannst du,
Kluge Pflegerin,
Zartem Weibe
Zuspruch sagen.“

Enthüllen hieß sie
Des Helden Leiche;
Vom Degen zog sie
Die Decke fort
Und schob das Kissen
Vors Knie ihr hin:
„Schau den König!
Küsse den Mund,
Als umhalstest du
Heil den Fürsten!“

Auf sah Gudrun
Mit einem Mal,
Sah des Recken Haar
Beronnen von Blut,
Erloschen des Königs
Lichte Augen,
Des Mutes Burg[1])
Durchbohrt vom Schwert.

Die Königin glitt
Aufs Kissen nieder:
Hinsank das Haar,
Heiß ward die Wange;
Ein Regenschauer
Rann ihr aufs Knie.

Da weinte Gudrun,
Gjukis Tochter.
Ihre Klagen
Klangen durchs Haus,
Und hell schrieen
Im Hof die Gänse,
Schmucke Vögel,
Die die Frau hatte.

Da sprach Gullrönd,
Gjukis Tochter:
„Eure Liebe
Acht ich die größte
Aller Menschen,
Die auf Erden sind:
Glück gab es,
Gudrun, für dich
Fern und nah
Nur bei Sigurd.“

Da sprach Gudrun,
Gjukis Tochter:
„So war Sigurd
Vor den Söhnen Gjukis,
Wie Gerlauch steht,
Der im Grase wächst,
Wie ein lichter Stein,
Der am Stirnband glänzt.

Des Herrschers Recken
Hielten mich
Höher noch
Als Herjans Mädchen;
Nun bin ich gebeugt,
Den Blättern gleich
Der Trauerweide,
Um den Tod des Königs.

Auf der Bank vermiß ich,
Im Bette mein
Den trauten Freund:
Das taten die Brüder;
Es taten die Brüder
Trauer mir an,
Ihrer Schwester
Schlimmes Weh.

So leer von Leuten
Das Land euch werde,
Wie ihr geachtet
Die Eidschwüre!
Nicht sollst du, Gunnar,
Des Goldes walten:
Es wird zur Hel
Der Hort dich bringen,
Da du dem Schwager
Schworest den Eid.

Größre Freude
Erfüllte den Hof,
Als seinen Hengst
Sigurd schirrte
Und auf sie brachen,
Brynhild zu frein,
Zu übelm Ausgang,
Die Unselige.“

Da sprach Brynhild,
Budlis Tochter:
„Mann und Kinder
Misse das Weib,

[1]) seine Brust.



Die Quellensucherin

Das Gudrun Tränen
Gegeben hat
Und heute morgen
Den Mund ihr löste!“

Da sprach Gullrönd,
Gjukis Tochter:
„Schweig, Verhaßte,
Mit deinem Geschwätz!
Ein Fluch warst du
Den Fürsten stets;
Ein Unheil nennt
Dich alles Volk.“

Da sprach Brynhild,
Budlis Tochter:
„Alles Unheil
Atli uns schuf:
Er gab mich Gunnar,
Gjukis Sohne,
Der vor unsern Saal
Mit Sigurd ritt.

Diesen Besuch
Sollt ich büßen;
Der Anblick schuf mir
Ewiges Leid,
Als in der Halle
Des Hunnenvolkes
Des Wurmbetts Feuer (das Gold)
Am Fürsten (Sigurd) wir sahn."

Sie stand am Pfeiler,
stemmte die Glieder;
Es brannte Brynhild,
Budlis Tochter,
Glut im Auge,
Und Gift schnob sie,
Als sie Sigurds Wunde
Sehen mußte.

Ich komme vom Begräbnis meines Bruders. Eine persönliche Angelegenheit, über die öffentlich viel Worte zu machen geschmacklos wäre. Es muß aber einer einmal seine persönlichen Gefühle hintansetzen und im Interesse der Menschenwürde und hochgemuter Lebenshaltung Verwahrung einlegen gegen den falschen Tonfall, der noch immer an Särgen und Gräbern üblich ist.

Stille herrscht in der Halle. Gedämpftes Licht. Fünf Schritt vor uns, unsichtbar im schwarzen Sarg liegt der Leib des Toten. Verhaltenes Orgelspiel, ferner überirdischer Gesang. Dicht neben uns sitzt die Witwe des Toten, die durchwachte Nächte am Lager des mit dem Tode um das Leben Ringenden hinter sich hat. Nach all den Aufregungen der letzten Tage, Wochen die erste ruhige Minute. Soweit ist alles in Ordnung. Man möchte wünschen: O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder. Aber was geschieht? Ein fremder Mensch tritt auf und zerreißt die gedämpfte Stille mit unanständig lauter greller Stimme, als ob er allein hier wäre und nicht zu seinen Füßen ein zu Tod Getroffener läge. Ist dieser Lärm nicht allein schon gegen alle Regeln des Anstands und guten Geschmacks? Müßte nicht, wenn schon ein einzelner wagt, angesichts des Todes den Mund zu öffnen, dies mit äußerster Zurückhaltung und Bescheidenheit geschehen, mit Respekt vor der Macht des Todes, vor dem nunmehr erloschenen langen freud- und leidreichen, arbeits- und kampferfüllten Leben des Toten, vor dem unsagbaren Schmerz der Witwe und der Kinder? Statt zu tun, als sei man die Hauptperson, und wolle ob seiner wohlgesetzten Rede gehörig bestaunt und bewundert werden.

Aber weiter: Diese Lautheit ist nicht das Schlimmste. Wäre in dieser Stimme noch die Macht der Totenklage, posaunentongewaltigen Geschicks. Wilde Völker klagen laut, die Klageweiber der Juden öffneten die bisher verschlossenen Schleusen lauter Klage, mit elementarer Wucht und Sturmgewalt klagen die Troerinnen des Euripides, beklagt Hoffmannsthal den Tod des Schauspielers Mitterwurzer: „Nun schweig, Musik, nun ist die Rede mein; denn ich will klagen; denn mir steht es zu", scheuen alte Maler, Grünewald, Holbein, Rethel und noch die Dichter des Totentanzes vor der Überlebensgröße des Todes nicht zurück, klagten wir aus dem Feld Heimgekehrten Ina Seidels Totenklage um den Tod der gefallenen Brüder. Wir Menschen sind doch auf der Bühne und in der Musik starke Todestöne gewöhnt. Was aber geschieht an Gräbern? Der fremde Mann kommt und versucht mit teils wehleidiger Stimme sich den Gefühlen der Hinterbliebenen anzupassen, teils möglichst schnell alles wieder in Ordnung zu bringen, als handle es sich um eine peinliche Situation, einen unleidsamen Zwischenfall, den es möglichst gütlich beizulegen gilt, sucht die Hinterbliebenen zu trösten, es sei ja doch alles halb so schlimm, der Tote könne ja von Glück sagen, daß er ausgelitten habe, daß er keine Sorgen mehr habe, daß ihn Gott in sein Himmelreich nehme, und daß wir ihn schon

wiedersehen würden, wenn auch wir aus diesem Jammertal erlöst würden. Welch eine gerade für Gottesgläubige unverständlich schlappe, undankbare Haltung gegen das herrliche Gut des Lebens, gegen den besonderen Vorzug, auf dieser stattlichen Erde ganze Jahrzehnte lang Mensch sein zu dürfen! Wieviel ritterlicher Fausts Abschied an die Erde: „„Ja wende nur der holden Erdensonne entschlossen deinen Rücken zu!" Wieviel schöner die Treue, die Brögers Flieger, im Himmel angekommen, dieser Erde bewahrt: „Euren herrlichen Himmel — er könnte zehntausendmal herrlicher sein — tauscht ihr mir nicht um eine Handvoll Erde ein. Hier in hohler Fläche meiner gespreizten Hand breitet sich endlos unvergeßliches Menschenland. Rauschende Bäume an einem klaren Strom, drinnen spiegeln sich Häuser, ein altersgrauer Dom . . . alles der Krume entkeimt, die meine Hand umschlossen hält . . . Erde sind meine Gedanken, Erde ist meine Welt!" Wie erdenstolz klingt Montgomerys Wort vorm Todesgang im Kampf mit Johanna: „Und um des Lebens süße Beute kämpfen wir". Welche heuchlerische, schwächliche Halbheit, sich um den Ernst des Todes feig herumzudrücken nach dem Rezept: Die Trauben sind mir zu sauer. Sind denn von alle den Menschenaltern, die über diese Erde mehr oder minder tapfer dem Tod entgegengegangen sind, nur wir so zimperlich, daß der Redner am Grab vor allen Dingen glaubt, unsere armen schwachen Nerven schonen zu müssen? Gilt Schillers Ärger über seine Zeitgenossen, die den Anblick des Todes nicht vertragen, dem großen, gigantischen Schicksal nicht gewachsen sind, das den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt, auch für uns? Ist denn ausgerechnet alles einmalig Große im Menschenleben: Zeugung, Geburt, Mannbarwerden, erste Umarmung von Mann und Weib, Nacktheit, Altern und Tod unanständig? Ist unsre Sprache, unsre Gebärde nur noch abgestimmt auf die Läppscherei und das Machtgezänk des Alltags und sind wir unfähig geworden, für das wahrhaft Große die rechten Worte zu finden, so daß bestenfalls verstummt werden muß, meist aber auch über das Große geläppscht, gekichert oder gewinselt wird? Wie armselig, wenn nicht einmal nächste Anverwandte den Mut finden, mit Sterbenden vom Tode zu reden, wenn infolgedessen Sterbende, die genau wissen, wohin ihre Reise geht, um nicht peinlich zu wirken, um die Lebenden in ihrem Durchschnittsalltag nicht unangenehm zu stören, in diesem dummen, heuchlerischen Getröste, als ob es sich schon wieder machen werde, ihre letzten Tage und Stunden in teilnahmloser, eisiger Einsamkeit überstehen müssen. Daß dann das falsche abgekartete Spiel auch über den Tod hinaus gespielt werden muß: „Nein, daß es so schnell zu Ende gehen mußte mit ihrem Manne, hätte doch niemand gedacht." Und daß dann gelobhudelt wird, daß sich die Balken biegen, und der im Leben leidenschaftliche, lebenstrotzigste, unbändigste Charakter von dem ersten besten dahergelaufenen — Schneidergesellen gut spießbürgerlich philiströs zurechtgestutzt, geschniegelt und eingesalbt wird. „Der liebe Gatte, der gute Vater, der rührende Sohn, der treue, allezeit tüchtige und pflichtbewußte Beamte", so daß man wünschen möchte, der Tote, der freilich leider, wie unsereiner beim Frisör, diese Prozedur wehrlos über sich ergehen lassen muß, stünde plötzlich, wie bei Hans Sachs der tote Mann, vom Lager auf und jagte das ganze unberufene Geschmeiß zum Tempel hinaus. Ist denn der ganze Faust umsonst geschrieben? Sind solche stolze Worte: „Nil humanum a me alienum puto", „Denn ich bin ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein" umsonst gesprochen worden, daß wir vermeinen, wir müßten unsre Toten derart in Watte

packen? Da lauten altfriesische Leichensteine auf Amrum und Föhr denn doch herzhafter, ehrlicher und menschenwürdiger: „Neben diesem Steine ruhen die irdischen Überreste der Eheleute Broder Rieverts und Tadt Rieverts aus Oldsum. Broder Rieverts ist geboren in Oldsum am 3. Oktober 1773. Er verehelichte sich am 3. August 1796 mit Keike Jacobs aus Dunsum, aus welcher Ehe 5 Söhne und 2 Töchter stammten. Nach dem am 6. Februar 1812 erfolgten Tode dieser ersten Gattin schloß er am 4. Dezember 1812 ein zweites Ehebündnis mit Ingke Faltings aus Klintum, welches mit drei Söhnen und zwei Töchtern gesegnet wurde. Auch diese Verbindung löste der Tod am 20. Juni 1819, und er schritt am 20. August 1820 zur dritten Ehe mit Tadt Erken aus Oldsum, welche die Gefährtin seiner übrigen Lebenstage wurde. Von seinen zwölf Kindern überlebten ihn ein Sohn und zwei Töchter aus der ersten und eine Tochter aus der zweiten Ehe. Er sah 29 Kindeskinder und 10 Urenkel, von denen bei seinem Tode 23 Kindeskinder und 4 Urenkel am Leben waren. Er hat 25 Jahre dem Berufe des Seemanns gelebt und ist 13 Jahre Schiffsführer gewesen. In späteren Jahren ist er für das Wohl seiner Mitbürger unermüdet tätig gewesen als Schulpatron, Repräsentant und Deichrichter, und seine Verdienste wurden von seinem Könige durch das Ehrenzeichen des Danebrogs belohnt. Sein langes thätiges Leben beschloß er am 29. Januar 1854 in einem Alter von 80 Jahren 3 M. 26 T. Seine letzte langjährige Gefährtin Tadt Erken, geb. in Oldsum am 15. Juni 1779 lebte nach seinem Heimgange im Witwenstande, bis der Tod sie zur Wiedervereinigung mit ihm abrief am 20. Juli 1857 im Alter von 78 Jahren und 15 Tagen."

Mein Bruder war aus der Kirche ausgetreten. Vor der Einäscherung sprach ein freireligiöser Prediger. Ich nahm bisher an, nur kirchliche Geistliche sprächen derart öligsalbungsvoll-verlogen. Dieser Freigeist glaubte seine Sache um so besser zu machen, je mehr er denselben sänftlich-wehleidigen Tonfall traf. Was ich sage und schreibe, richtet sich also keineswegs nur gegen die Kirche, sondern gegen dieses ganze „Kastratenjahrhundert", das in Kino, Roman und Drama für Geld seine Nerven kitzelt, im übrigen aber in seiner Ruhe nicht gestört werden will.

Mir kommt noch ein andrer Verdacht. Der Geistliche ist ein guter Menschenkenner und hat recht, wenn er in den meisten Fällen annimmt: „Es ist in der Tat ja halb so schlimm. Der Schmerz um den Toten ist ja gar nicht so groß. In den meisten Fällen also wohl auch in dem gerade vorliegenden war die Liebe ja gar nicht so stark, das ganze Geheule und Geschluchze ist ja nur die Folge der Überanstrengung und der überreizten Nerven." So selten heitres Lächeln, wahres Lachen und helle Freude ist, um so häufiger aber nervöses Gekicher und Gemecker, so selten ist stilles, sanftes Weh, wird aus schmerzübervollem Herzen geweint. Wie schmeichelhaft muß es aber den Hinterbliebenen sein, wenn ihre gottseidank fließenden Tränen und ihr gottseidank deutlich hörbares Geschluchze von dem Manne da vor aller Öffentlichkeit so taktvoll und höflich als wahrer, tiefer Schmerz um das Verlorene mißverstanden und gedeutet wird, wenn das ohnedies schnell eintretende Versiegen der Tränen, die sonst höchst verdächtig fröhliche, ja oft fidele Stimmung nach der Rückkehr vom Grabe und die überraschend leichte Aufnahme der alltäglichen Geschäfte sich öffentlich und vor uns selbst als die gute Wirkung der tröstlichen Worte am Grabe erklären läßt. Er ruhe in Frieden — und lasse uns in Frieden. Er hat's ja dort so gut, er braucht nicht wiederzukommen: „Du warst so gut und starbst so früh."

Und damit komme ich zu etwas Letztem. Wir haben oft tatsächlich keinen Anlaß, erkünstelte Tränen herauszuquetschen und uns selbst der Lieblosigkeit zu zeihen. Es ist ja tatsächlich oftmals gar nicht so schlimm, weder für den Toten noch für uns Hinterbliebene und hört trotzdem nicht auf, etwas feierlich Großes zu sein. Soll denn nur das Tragische in der Welt groß und erhaben sein? Gewiß, wenn das nach langer unfruchtbarer Ehe endlich geborene und nach Hangen und Bangen glücklich geborene Kind schuldlos oder verschuldet den Eltern wieder unter den hilflosen Händen entschwindet, wenn gar das Kind genas „und lac si tot", wenn ein vierzigjähriger Mann wie Lessing „es auch einmal so gut hat haben wollen wie andere Menschen" und gestehen muß: „Es ist mir schlecht bekommen": das erste Kind reißt nach einjähriger Ehe die Mutter mit in den Tod; wenn das einzige Kind mitten im Spiel überfahren wird, der Vater von fünf Kindern zur Unkenntlichkeit verstümmelt aus der Fabrik der Frau vor die Füße gelegt wird, nach der Heimkehr aus dem Felde der einzige Sohn seiner Eltern in der Trunkenheit von seinem Freunde totgestochen wird, Siegfried meuchlings verraten und erschlagen ward, der Vater Hildebrand seinen Sohn Hadubrand nach langer Trennung wiedersieht und erschlägt: Da ist es Zeit zu klagen und wehe zu rufen über so unfaßbar hartes Geschick und nicht billig zu trösten und zu beschönigen: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen", so stolz und hochgemut auch sonst dieses Wort klingen mag, „der Name des Herrn sei gelobt". Wenn Ernst Abbe sich mit Morphium, Alkohol und Nikotin, um nur nachts, von des Tages Geschäften ungestört, wissenschaftlich arbeiten zu können, zu Tode quälte und zugrunde ging gerade in dem Augenblick, wo ihm die längst ersehnte, seinerzeit verdienstvoller praktischer Tätigkeit freiwillig geopferte Muße winkte, wenn ein Lokomotivführer am letzten Tage vor seiner Versetzung in den Ruhestand einem Eisenbahnunglück zum Opfer fällt, Willy Fischer die Leiche seines von der Lawine verschütteten Bruders mit dem Güterzug heimgeleitet und mit dem Zuge in die Tiefe stürzt und als einziges Opfer zerschellt: Das ist tieferschütternd, das ist tragisch, da ist laute Klage am Platz. Wenn einer, um seine hungernden Kinder zu ernähren, im Zirkus auftritt, um für Geld die Nerven der schaulustigen Menge zu kitzeln, und vom Seil stürzt, widerwillig im Feld, in der Etappe, in die er sich drückte, von einer Fliegerbombe zerrissen wird, als halber Knabe, dem noch jeden Abend die Mutter den Gutenachtkuß gab, elterlichem Ehrgeiz zuliebe, als Fähnrich im Drahtverhau verblutet, lediglich aus bittrer Not unter Tag Überstunden fährt und qualvoll erstickt, aus rastlosem Schaffen durch Mörderhand herausgerissen wird wie Walter Rathenau: All das ist, jeder Fall in seiner Weise, sehr schlimm und der Klage wert. Anders schon ist es mit dem wirklichen Heldentode dessen, der furchtlos in die Schlacht ritt, in heiliger Bergeinsamkeit vom weißen Tod ereilt wurde, einen Ertrinkenden retten wollte, der ihn mit sich in die nasse Tiefe zog. Hier hat doch im letzen Augenblick Mannhaftigkeit, hat hochgemutes Leben triumphiert: Tod, wo ist dein Stachel? — ist ein Stern, ehe er erlosch, noch einmal ganz besonders hell erstrahlt. „Nun ist mir so, als ob dort oben bliebe den Elementen kund und zugesellt unsterblich eins, das Strahlenbild der Liebe, indessen wir, Staub ohne Sinn und Dauer, der vor der Stunde leisem Schlag zerfällt, herniederstiegen in das Tal der Trauer." Angesichts solch heroischen Untergangs wäre Klage und Jammer Kränkung für den Toten, und wer da klagte, würde verraten, daß er selbstsüchtig mehr sein Los bedenkt, sich bejammert als den



Aufstieg zur Leuchtenburg bei Jena,
der Gralsburg der Thüringer Licht- und Sonnenfreunde

Aufn. von
Joh. Mühler

von steiler Bahn des Lebens Abgestürzten. Wieviel häufiger sind aber gar die Fälle, wo, wie eine Kurve ihre Gleichung, ein Lebenslauf seine Bahn erfüllt, wo ein Licht, das lange herrlich strahlte und wärmte, gewiß nicht ohne Flackern, im ganzen doch friedlich erlischt, wo ein tätiger Mensch, so wie er jeden Abend sich gern und selig schlafen legt, nach sanftem Lebensabend dankbar wahrnimmt, daß die Nacht kommt und der Lärm verrauscht. Ernst und feierlich ist solche Stunde, aber zu klagen kein Grund. Unverhofftes und zu frühes Scheiden betrübt, alle Trennung schmerzt. Das Leben ist nicht aufs Plötzliche abgestimmt. Aber so gewiß die Schmerzen der Geburt nichts besagen gegen die Seligkeit, daß alles überstanden, so gewiß kommt letzter Todeskampf nicht auf gegen die hohe Freude, daß wieder einmal ein bis zum Rand gefülltes Leben sich erfüllt, abermals ein stolzer Sieger, der erstaunliche Bahnen und Schleifen zog, oft zu stürzen schien und sich doch wieder fing, in gelassenem Gleitflug am Ziel der Reise landet. Schmerzlos fällt die reife Frucht vom Baum, leichten Mutes trennt sich von der Welt, wer ausgereift. Schmerzlich fällt dem Tor der Tod, der das Leben nicht genossen noch genützt.

Gern scheidet Faust nach schwerer Fahrt auf sturmbewegter See des Lebens und steigt, nach letztem straffem Ruderschlag gern ans unbewegte Land. Wozu die Fälle häufen? Sie sind uns wohlbekannt. Sie kommen, wie gesagt, nicht nur in Kunst und Dichtung vor, sondern auch im Leben. Wir aber unterscheiden nicht, und jene Redner unterscheiden nicht, und statt je nach Lage der Dinge der Klage freien Lauf zu lassen oder still zu verehren und selig lächelnd die Seligkeit des Entschlafnen aus- und überstrahlen zu lassen in ihre Seelen und die der Gemeinde, haben sie sich ein für allemal auf jenen salbungsvoll-öligen Mischmasch des maßvoll Weinerlich-Wehleidigen geeinigt, auf diese Gefühlslimonade, die, wie sie meinen, am ehesten auf alle Fälle paßt. Manche Lebensläufe sind freilich wie trübe Tage, an denen es Abend wurde, ohne daß die Sonne siegte. Manche Lebensläufe sind wie Tage, an denen Winde blasen und Wolken ziehen, schwarze, graue, aber auch leichte schöne weiße, an manchen Tagen aber geht mit erstaunlicher Sicherheit die Sonne auf und die Vögel schlagen, und mit erstaunlicher Sicherheit zieht die Sonne ihren großen Bogen um die Welt und alle Dinge, beleuchtet, was sie früh von vorn beschien, mittags hoch von oben her und zuletzt von zurück und geht ohne Zaudern und Klagen groß und ruhig hinab. Solche Sonnenuntergänge sind maßlos schön: „Sie rückt und weicht, der Tag ist überlebt.“ So stirbt der alte Attinghausen, so stirbt stündlich mindestens in deutschen Landen heute wohl noch einer, und wohl uns, wenn wir Zeuge werden solch erhabenen Finales, solch harmonischen Ausklangs der Symphonie eines solchen stattlichen Lebens. „. . . Und läuft den Weg gleich als ein Held!!“ Wir müssen jeden Abend, so auch am Lebensabend, zur rechten Zeit Schluß machen können, statt uns mit Reizmitteln und Arznei über die Zeit hinaus künstlich und krampfhaft aufrechtzuerhalten. Wir wollen auch am Grabe eines so Vollendeten nicht fürchten, mißverstanden und der Gleichgültigkeit geziehen zu werden, wenn wir uns miteinander freuen, wie also wieder einmal eine Lebensbahn rühmlich zu Ende gegangen, wie das eine und immer wieder in den Grundzügen ähnliche Musikstück Menschenleben von diesem Spieler besonders gut zu Ende gespielt wurde, wie auch die schwersten Stellen darin spielend überwunden wurden, wie doch die meisten frühen Hoffnungen in Erfüllung gingen, viele Mühe sich lohnte, Besorgnisse unbegründet

waren, wie immer mehr unsichere dunkle Zukunft sich unter seinen Händen in helle, klare Gegenwart und in einen Schatz leuchtender Bilder der Vergangenheit wandelten. „Doch er stehet männlich an dem Steuer, mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen, Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen. Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe und vertrauet scheiternd oder landend seinen Göttern.“ Spannend sahen wir, wie ein solcher tapfrer Schwimmer die Wogen des Lebens teilte, aus allen Strudeln, die ihn niederziehen wollten, sich wieder emporarbeitete: Nun steigt er ans Land, und wir? begrüßen freudig den Schwimmer? Nein, wir schluchzen und heulen! Bravo klatscht der Pöbel. Aber Bravo-klatschen beim Heimgang eines solchen Menschen wäre weniger falsch, wäre nicht so unangebracht, wie dieses Flennen. Nur der Pöbel verlangt, ist ein schönes Stück zu Ende, eine Zugabe, da capo. Bei gut ausgewogener Kunst wie bei gut ausgewogenem Leben erfreut das Ende, wie Anfang und Mitte. Aber die Menschen sehen oft den Wald vor Bäumen nicht, haben kein Gedächtnis, keinen Abstand von den Dingen. Statt sich der Ablösung von der Front, der Heimkehr aus dem Feld zu freuen, schimpft die Truppe über Schlamm und Regen, der Urlauber über Bummelei des Zuges. So, weil der Tod wehtut, mindestens den andern, und weil wir bei einem Unglücksfall nur ja recht nah hinzugaffen müssen, um genau zu erfahren, wieviel Blut der Sterbende brach, und ob die ganze oder nur die halbe Bauchhöhle vereitert war, verderben wir uns mutwillig den Sinn für das Ganze des Lebens, verlieren wir den Blick für das allein schon im Vergleich hierzu Überirdische, Überlebensgroße, das sechs bis neun Jahrzehnte für uns im Vergleich hierzu Anfängern des Lebens haben müssen.

Wir wollen gewiß nicht aus dem einen Extrem ins andere fallen und etwa den wilden, oft wüsten Rausch, mit dem Negerstämme oder Südseeinsulaner, abscheulich maskiert, ihre Toten in hohen grotesken Leichentürmen oder hohen Scheiterhaufen verbrennen, das Wort reden, noch auch den Bachantenzügen auf römischen Sarkophagen, die allzu taumelig das Leben über den Tod triumphieren lassen, oder gar dem Leichenschmaus des gemeinen Volks, der wie hektische Röte des allzu stürmisch wiederkehrenden Lebens die leichenblassen Gesichter überfliegt. Aber im ewigen Gleichgewicht des Geldverdienens und Geldausgebens ziemt dem Menschen, bei Geburt und Hochzeit und Tod den Schritt zu hemmen und sich einiges im 1 : 100000 Maßstab gesagt sein zu lassen. Es soll Musik und Rede in einem ersten Ombroso-Satze im Schmerze wühlen, sagen, was wir leiden, den Becher des Leides bis zur Neige leeren — so wie Löwenberg in Gösta Berling auf dem stummen Klavier seinen Beethoven spielt und genest, so wie Nathan nach dem Verlust seiner Kinder mit Gott hadert, Hiob mit Gott, Niobe mit den Göttern. Dann ebbt der Strom, und das Tempestuoso geht unmerklich in ein Majestoso großen, erhabenen und edlen Klanges über, vor dem Persönliches, Selbstsüchtiges, Selbstgefälliges verschwindet, das den heftigen Schmerz des Augenblickes von allen Schlacken läutert und uns im schönsten Falle aus dem Inferno über den Läuterungsberg zum Paradiso himmlischer überirdischer Seligkeit und leidenschaftlosen „interesselosen Wohlgefallens“, „amor Dei intellectualis“, klarer Einsicht in den unbeirrbar stolzen Gang des Weltenlaufs, in den auch wir gottlob verhaftet sind, hineingeleitet: Daß wir in jeder feierlichen Stunde von neuem „uns gesagt sein lassen“:

„Ein kleiner Ring begrenzt unser Leben,
Und viele Geschlechter reihen sich dauernd
an ihres Daseins unendliche Kette.“

„Nach ewigen ehernen großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins Kreise vollenden.“

Eugen Diederichs gestorben!

Aufrichtigst verehrte Frau Diederichs!

Wie stark auch meine Gedanken noch bei Ihrem verstorbenen Gatten weilen, geht wohl aus nichts offensichtlicher hervor, als wenn ich Ihnen erzähle, daß ich vergangene Nacht, und zwar in für seine Wesensart außerordentlich charakteristischer Weise von ihm geträumt habe:

Er hatte sich — war es auf Island selbst oder hing nur in seinem Arbeitszimmer ein Bild von Island, auf dem besonders hervortrat, wie die modernen Isländer zwar durchaus komfortabel, aber doch noch immer gutgermanisch jeder streng für sich wohnen — jedenfalls in landschaftlich belangloser Gegend, aber mit geschickter Benutzung von Bäumen und Steinen ein, wie er es jedenfalls nannte, Isländerhaus gebaut, das freilich schon in seiner äußeren Gestalt von der Art und Weise der uns bekannten isländischen Holzhäuser wie aber überhaupt der uns geläufigen Bauformen erheblich abwich. Nicht nur waren sämtliche Türen und Fenster irgendwie rund, auch sonst waren alle Ecken und Kanten strengst vermieden. Hätte somit das Ganze einigermaßen panzerkreuzerhaft bauchig-klobig wirken können (womit es ja dem Herrn des Hauses nicht allzu unähnlich gewesen wäre), so wirkte sein ebenfalls hochgewölbtes, akkuratest beschnittenes Strohdach mit sauber gefügten Mansardenausbuchtungen um so traulich-behaglicher (was, auch ohne Strohdach, bei näherem Zusehen bei Vater Diederichs ebenfalls zutraf!). So glatt und ohne Zierrat das Haus von außen war, so überraschte einem an moderne Sachlichkeit Gewöhnten schon im Aufgang auffällige Überladenheit in mir zwar bis dahin unbekanntem, am ehesten indisch zu nennenden, jedenfalls aber bei aller noch so üppig wuchernden Phantasie einheitlich-persönlichem Stil. Ich hatte zwar gehört, Eugen Diederichs sei gestorben; es hieß aber doch, ich könne ihn, zwar heute nicht mehr, wohl aber morgen sprechen. Gastfreundlichst wurde ich auf seltsam verschlungenen Stiegen, zuletzt sogar nicht ohne regelrecht klettern und mich durch engste Durchlässe zwängen zu müssen, in ein Gastzimmer geleitet, in dem ich zu meiner großen Freude allerhand Serakränze) hängen fand und in dem ich aufgefordert wurde, es mir für die Nacht bequem zu machen. Ja, ich entdeckte darin sogar eine meiner liebsten Serajugendgeliebten, Leni Czapski oder Ada Greiner — ich wurde nicht ganz klug, welche, so verschieden sie doch immerhin waren, wieder, ohne doch, sei es infolge der Seltsamkeit meiner Lage, sei es von allzu großer Müdigkeit übermannt, ihrer recht froh zu werden.*

Anderntags, nachdem ich mich aus solchem Labyrinth behutsam zurückgetastet, fand ich mich bald in seinem Vorzimmer, in dem bereits allerhand gescheit oder wenigstens intellektuell ausschauende Leute warteten. Ringsum auf Regalen standen, ja auf Tischen und Sofalehnen zu allgemeiner Benutzung lagen sämtliche Bücher und Kunstprachtwerke des Verlags in der schon vor dem Krieg, wieviel mehr heutigentags ungewöhnlichen Goldverbrämung und Farbensattheit: Die Thulebände, die Volksmärchen, Die Deutschen Stände, Ihre Balladen und Romane, die Arbeiterdichter, Spittelers Olympischer Frühling, De Costers Ulenspiegel, der Wehrwolf und der kleine Rosengarten, die Legenda Aurea,

---

**) Der Serakreis war ein unter Eugen Diederichs Führung studentisch-wandervogelmäßig, altdeutsch-renaissancisch-schwedisch, natur- und kulturfroher Freundeskreis, dessen jährliches Hauptfest die Sonnenwende auf den Hohenleeden bei Jena war.*

die Frührenaissance, Altdeutsche und Vlämische Malerei, Wynekens, Klatts, Bodes und Labans Schriften; Schultze-Naumburg: Von der Kultur des weiblichen Körpers, China und Indien, Bergsons Lachen, Freyers Antäus und Prometheus, Die Vorsokratiker, Plato, Antigone und Aristophanes, Bölsches Liebesleben und Mein Omar Chayyam. Aber die da warteten, blätterten nicht nur, sondern lasen wirklich, sprachen angeregt über das, was sie lasen, lasen sogar aus eigenen Manuskripten vor, und viele hörten aufmerksam zu, weil, wer vorlas, offenbar zum engeren Autorenkreis des Verlags gehörte. Ja, etwas noch weit Merkwürdigeres fiel mir auf: einige gingen wieder, obwohl sie, wie ich hörte, lange vor mir gekommen waren, also bald an der Reihe sein mußten, vorgelassen zu werden. Wie ich erfuhr, hatten sie auch gar nicht Diederichs sprechen wollen. Sie hatten sich nur, wie der Gläubige in der Kirche in diesem Pantheon und Tempel der Weisheit und Kunst ein paar Stunden wohlfühlen und dieses heiligen Geistes einen Hauch verspüren, an solch improvisierten Symposium teilhaben wollen. Ich fand auch, war es Leni, war es Ada, wieder und kam mit ihr in ein zugleich heiteres wie recht vernünftiges Gespräch. Sie war die erste, die vorgelassen wurde, so daß ich sie nicht einmal fragen konnte, was sie bei Vater Diederichs wollte. So vertieft waren wir in unser höchst gebildetes Thema gewesen.

Angenehmst wechselweis unterhalten, wie wir waren, wurden keiner und keine der Anwesenden ungeduldig, obschon Viertel-, ja halbe Stunden vergingen und die Tür ins Allerheiligste rührte sich nicht. Ich war nicht schlecht überrascht, als ich als nächster aufgefordert wurde, einzutreten. Ich war zwar seit gestern Abend schon hier und kam von auswärts. Aber die meisten anderen waren gewiß ebenfalls zugereist. Aber keiner fühlte sich übersprungen. Es war wirklich eine selten verträgliche Gesellschaft. Also gehorchte ich und trat ein.

Da saß mir also wirklich Eugen Diederichs gegenüber. Ich war so froh, daß ich ihn noch am Leben fand. Freilich, ganz klar war mir das nicht. Er sah so unwahrscheinlich gealtert und abgezehrt aus. Es klang so hohl, wenn er sprach: „Ja, als ich noch schaffen konnte." Ja, sagte er nicht sogar: „Als ich noch am Leben war"? Er freue sich, daß er mich vor seinem Begräbnis noch mal sprechen könne. Von Frau und Kindern abgesehen, hätten die Seraleute doch seinem Herzen am nächsten gestanden. Wir sollten ihm nicht nachtragen, wenn er sich kaum ideell, geschweige denn materiell um uns im besiegten Deutschland gewiß schwer Ringende viel habe kümmern können. Es sei ihm selbst schon schwer genug geworden, in so wirtschaftlich sorgenvoller Zeit die Fahne des Idealismus bis zum letzten Atemzuge hochzuhalten. Er habe sich gefreut, in meiner Zeitschrift Soma gesehen zu haben, wie tapfer ich für sein Schwanenlied, seine Marienbader Elegie sozusagen, Diotima oder die Schule der Liebe eingetreten sei. Das verbände uns auch noch über seinen Tod hinaus. Ich müsse entschuldigen, wenn er das Gespräch abbrechen müsse. Er fühle sich zu kaput. Ich solle draußen sagen, er könne heute niemand mehr vorlassen. Wer etwas Dringendes habe, solle sich vertrauensvoll an seine Frau oder an seinen Sohn wenden. Man werde ja künftig überhaupt nicht mehr ihn selbst sprechen können.

Draußen traf ich noch einmal Ada bzw. Leni. Jetzt erzählte sie mir, was Diederichs so lange mit ihr verhandelt habe. Er habe — da konnten die Autoren allerdings lange warten! — den Plan zur nächsten Sonnwendfeier auf den Hohen Lehden besprochen, an der er selbst freilich nicht mehr teilnehmen werde. —

Als ich erwachte, war ich erstaunt und beglückt, wie sich in diesem meinen Traum bald alle Züge dieses wunderbaren Mannes, Ihres Gatten, zusammengedrängt hatten. Wie deutlich zu erkennen war aus der ganzen letzten Begegnung mit ihm, wie wenig für ihn Buchverlag Geschäft und wie sehr Buchverlag für ihn Kulturmission war und wie sehr ihm die Lebenden über die Toten und das Leben selbst über seine geliebten Bücher ging. Auch in rauher und entseelter Zeit vertraute er unerschütterlich auf die unverwüstliche Innigkeit des deutschen Gemüts und Gründlichkeit seines Triebs nach Weisheit und Erkenntnis. Auch in kriegs- und haßerfüllter Gegenwart glaubte er standhaft an den Einzug der Völker in das gelobte Land auch innerlichst kultivierter Menschlichkeit.

Sera Sera Sancti Nostri Domine! *Ihr*

Dr. Fränzel.



Jung-Frankreich

Sonne und Licht

Vierzehn Sonnen- und Lichttage, die wir uns im Laufe eines Jahres gönnen, gönnen dürfen, stählen unseren Körper soweit, daß er die rauchgeschwängerte Luft der Großstadt 351 Tage erträgt. Wie gut wäre es wohl um unseren Körper, also um uns bestellt, wenn unser ganzes Leben nur aus Sonnen- und Lichttagen bestände.

*

Daß die Menschen tausende von Jahren dazu nötig hatten, um die Hilfskräfte der Sonne zu erkennen, ist bezeichnend für sie. Daß sie sich aber noch heute angeblich ihrer eigenen Nacktheit schämen, kann man sich wirklich nicht anders erklären, als daß sie die Verantwortung für die Verunstaltungen am menschlichen Körper ablehnen, für die diese „Schamvollen" gerade in erster Linie verantwortlich zeichnen. Erik Norden.

Der Sonne entgegen!

Die Nacht mit ihrer eisigen Finsternis, in der die Heimlichkeit raunt und der Rausch der Sinne in Trunkenheit erstickt, lichtet sich. Langsam steigen die Schwaden gräulicher Finsternis empor, um von der Fülle des Morgenlichtes durchsetzt ihr Dasein aufzugeben. Der Morgen tagt. Erde und Sonne fließen in kosender Liebesfülle mütterlichen Glückes zusammen, um ihren gemeinsamen Weg durch den Tag anzutreten. Langsam erwacht die Erde und erhebt sich aus dem Schlafe der Nacht. Rauschen und Stimmen erfüllen den Raum. Schon steigt die Lerche steil in die Luft um ihrem Schöpfer den ersten Morgengruß darzubringen. Weithin erschallt ihr herrlicher Sang und weckt die letzten Langschläfer aus ihrer Lethargie. Lebendige Geschäftigkeit wächst aus dem eben noch ruhigen Erdengrund empor. Die Natur erwacht in der ganzen Schönheit ihrer göttlichen Gestaltung.

Und du, Mensch? Zieht es dich nicht hinaus in den Morgen? Sehnst du dich nicht darnach, an diesem Morgengebet der Natur teilzunehmen? Schüttle den Schlaf der Nacht ab und räkle dich nicht so schlafmützig erst in den Morgen hinein. Sonst könnte es dir vielleicht noch leid werden, daß es „schon" Morgen ist.

Unser heutiges Zeitalter leidet geradezu an chronischer Schlafmützigkeit. Nichts fällt dem heutigen Menschen schwerer, als des Morgens aufzustehen. Noch auf dem Wege zur Arbeit sieht man die jungen Mädchen und Männer mit verschlafenen Augen, ja, selbst noch schlafend in den Bahnwagen sitzen. Das sind die Errungenschaften der heutigen modernen „Kultur".

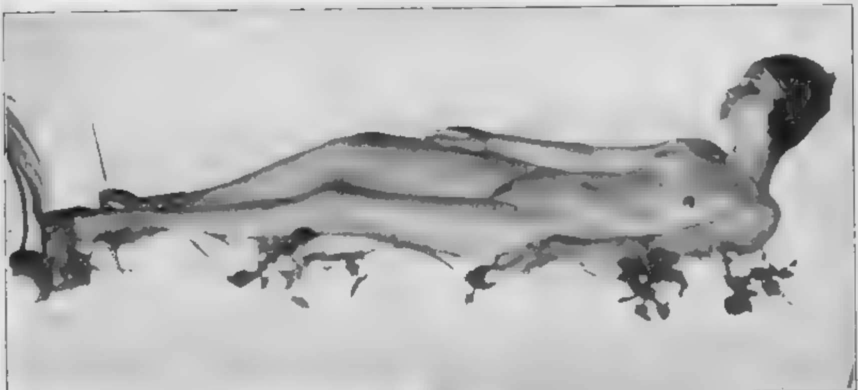
Die Nacht wird zum Tage gemacht. Nach durchbrachter Nacht in Alkoholdunst und Rauch legt man sich totmüde ein bis zwei Stunden schnell noch hin. Schläft dann bis auf die letzte Minute und dann geht's, in Hast noch auf Treppen und Straßen das Morgenfrühstück kauend, zur Bahn, die man vielleicht gerade noch im letzten Moment erhascht.

Und solche Geschöpfe sitzen dann müde und abgehetzt an ihren Arbeitsplätzen. Bleich, übernächtig, mit strengen Falten das Gesicht durchzogen. Die frühen Zeichen neurasthenischer Erkrankungen. Was nützen hier Gesundheitskongresse und Ausstellungen, wenn nicht in erster Linie die Jugend auf andere Wege geleitet wird. Und das ist Sache der Erzieher. Aber leider ist unter diesen der Mangel an Einsicht und Erkenntnis so groß, daß man es, wie ich, erleben kann, daß der Lehrer eines Oberlyzeums, ein Dr. Sowieso, während einer Schuldampferfahrt einigen seiner Schülerinnen Zigaretten anbietet. „Feudale Erziehungsmethoden!" Wenn man die Jugend solchen Erziehern übergibt, darf man sich natürlich über nichts wundern. Vor allen Dingen nicht darüber, daß junge Menschen zu Sklaven gesundheitsschädigender Leidenschaften erzogen werden.

Darum, junges Menschenkind, und gerade du, Kind der Großstadt, das du schon von Sonne und Luft durch die kasernenartigen Menschenmassensiedlung abgeschnitten bist, halte deinen Körper und deine Seele rein. Weise alle Gifte, die dich körperlich und seelisch zugrunde richten, von dir. Verschlampse dich nicht, bleibe fest und frisch. Verbringe den freien Rest des Arbeitstages in freier und frischer Luft. Wandere hinaus! Atme die kühlende Abendluft. Blick' hinauf ins Firmament und erfreue dich an dem Glanz des Sternenhimmels, der dich beschirmt, so wird Ruhe in deiner Seele Einkehr halten. Glück und Friede werden ein erhabenes und befreiendes Gefühl in dir gebären. Du wirst dich selbst wiederfinden. Dann lege dich nieder zum erquickenden Schlaf. Und wenn die Strahlen der keimenden Morgensonne Dächer und Türme vergolden, dann stürme hinaus! Der Sonne entgegen! Du wirst selbst Sonne in dir tragen. Wandere frisch und frei unter dem Gezwitscher der Vögel deiner Arbeitsstätte entgegen. Vermeide es, in den dunst- und rauchgeschwängerten Bahnwagen zu fahren. Fahre, wenn möglich, überhaupt nicht, sondern wandere! Es bekommt dir in der erfrischenden Morgensonne sehr gut, und gibt dir Lust und Freude am Dasein. Auch wirst du die Arbeit doppelt leicht bewältigen und nie als notwendigen Zwang empfinden. Es wird dir Bedürfnis sein, deine wachsende Kraft der schaffenden Arbeit zu opfern.

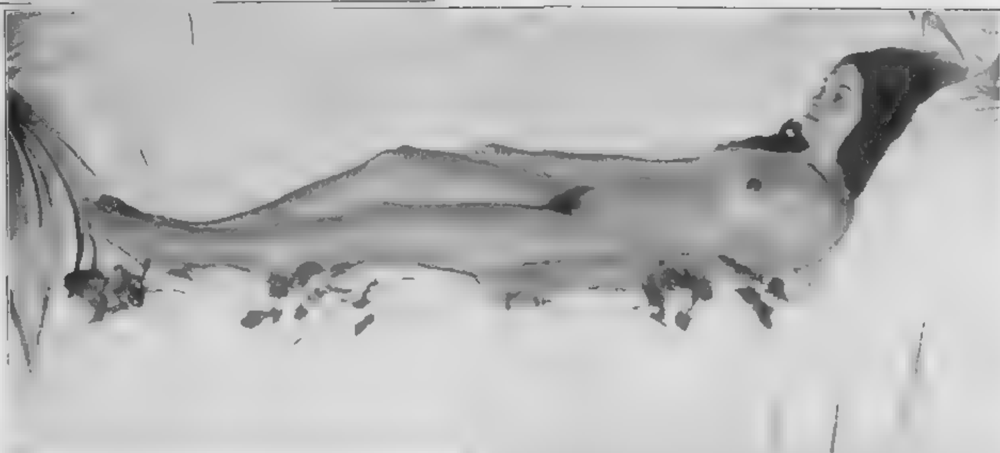
Was ist das Leben ohne Sonne? Die Welt ohne Gott? Der Mensch ohne Geist? Ein elendes Nichts, ein Fluch der auf dir lastet und dir das Dasein vergällt. Halte Einkehr. Glück und Zufriedenheit werden aus deiner Selbsterkenntnis emporwachsen. Denn Glück ist Selbstzucht und Zufriedenheit Wille.

Hubert Rieck.



Im Frühlingsschatten
fand ich sie,
Da band ich sie mit
Rosenbändern:
Sie fühlt es nicht
und schlummerte.

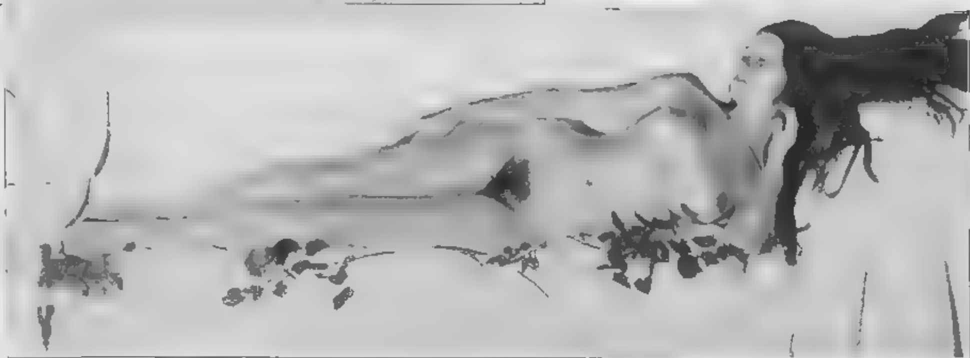
Doch lispelt ich ihr sprachlos zu
Und rauschte mit den Rosenbändern:
Da wachte sie vom Schlummer auf.



Sie sah mich an. Ihr
Leben hing
Mit diesem Blick
an meinem Leben,
Und um uns ward's
Elysium.

Ich sah sie an; mein Leben hing
Mit diesem Blick an ihrem Leben:
Ich fühlt' es wohl und wußt' es nicht.

Klopstock



Aufnahmen von M. L. Nielsen

Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben . . .

wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt, sei dieser böse Nachbar nun ein Einzelner oder ein ganzes Volk.

Kommt man nach Frankreich, so wird man als Spion, ach was als vermutlicher Raubmörder, arretiert; kommt man heim nach Deutschland und meint, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben, begrüßt einen eine „Polizeiliche Vorladung" in Sachen „Ihrer eigenen Person".

Man verliert beide Male mindestens viel Zeit. Doch zum Lob moderner französischer wie deutscher Polizei sei festgestellt: französischer wie deutscher Polizei kommt es doch irgendwie widersinnig vor, auch wenn es irgendwelche treuen Untertanen fordern, jemanden zu bestrafen, der niemandem etwas zuleid getan hat.

Schreib keinen Brief an deine Frau!

Du mußt ihn eventuell einer hohen Polizei der République Française nicht nur vorlesen, sondern, was dir vielleicht noch saurer wird, aus dem Stegreif ins Französische übersetzen! Du magst als moderner Lehrer deinen Schülern noch so eingeschärft haben, den Zeichenblock nicht zu vergessen: laß dir nicht einfallen, ihnen als wiederum moderner Lehrer mit gutem Beispiel vorangehen zu wollen und etwa selber zu zeichnen. Sei kein solcher Naturschwärmer, daß du dich an einem Septembermorgen auf die Rampe der zwölf Jahre nach Kriegsschluß wiederhergestellten Maasbrücke setzt, um deiner Frau einen Eindruck dieses frischwaschen wieder aufgebauten Städtchens drüben überm Flusse am Fuß des jähaufgetürmten Felsen mit dem Zeichenstift, wie man so schön sagt, zu übermitteln. Bilde dir jedenfalls nicht ein, daß sich sämtliche Eingeborenen, die mehr oder minder müßiggängerisch dir über die Schulter gucken, sich lediglich geschmeichelt fühlen ob der Ehre, die ihrem Vaterstädtchen widerfährt. Wundre dich jedenfalls nicht, wenn zehn Minuten später zu Rad zwei kekiuniformte bekäppite, sonst recht adrette junge Herren erscheinen, Brief und Zeichnung brutal zusammengefaltet in ihrer Rocktasche verschwinden lassen, deine Papiere verlangen und dich mit „Venez! Komm mit!", also ihnen selbst wohl unbewußt très confraternellement bedeuten, mit komplettem Gepäck, selbstredend Rad bei Fuß und ohne gesagt zu kriegen, wohin, zu folgen. Du hattest dir wohl eingebildet, im Augenblick, da wiedermal Briand in Genf von Paneuropa redet, müßte dich der französische Grenzbeamte, wo nicht mit einem Becher Wein, so doch mit einem kräftigen Händedruck begrüßen. Statt dessen haben sie dir in geradezu mittelalterlicher Barbarei den Koffer durchwühlt und keine zwei Stunden später bist du kein freier Mann mehr, bist — wo vor 15 Jahren du oder doch deinesgleichen vielleicht gefürchteter Platzkommandant war, ohne daß man sich im geringsten darum sorgt, ob dein genau ausgeklügeltes Reiseprogramm auch solch unvorgemerkten Aufenthalt verträgt, frisch von der Straße weg — arretiert. Unterwegs dämmert dir, daß man dich offenbar als Spion verdächtigt, weil du ihre „Zitadelle", die jenen Felsen so überaus malerisch krönt, die aber übrigens gegen Eintrittsgeld jeder besuchen, ja die man sich als Ansichtskarte, sogar mit Grundriß in jeder Papeterie kaufen kann, aus, schlecht geschätzt, 3 km Entfernung abzuzeichnen gewagt!

Du fühlst dich zwar unschuldig und bist überzeugt, daß deine Unschuld sich auch rasch erweisen muß; du hast aber doch wiederholt von allerhand Schikaniererei Deutscher im Ausland gelesen, und wenn die Begleitung endlich — da man nicht gut eine halbe Stunde lang stumm nebeneinander hergehen kann — das Schweigen bricht und dir auf wiederholte bescheidene Anfrage „Où me conduirez-vous, messieurs?" bedeutungsvoll verrät: „à la gare", so scheint dir doch die Möglichkeit nicht so ganz von der Hand zu weisen, daß man dich interessanten Fall entweder der nächsthöheren Instanz in der Arrondissement- oder Départementshauptstadt vorführen will (wenn du bloß schnell wüßtest, welche das wär!) oder, statt sich viel den Sonntagvormittag zu verderben, als lästigen Ausländer über die Grenze abschieben wird.

Fürs erste geht es aber gar nicht zur Gare (dies Wort ist auf einmal so stark ins Scheinwerferlicht des Bewußtseins gerückt, daß mir im Dahinschreiten einfällt, erst jetzt auffällt, daß Garage ja offenbar sowas wie Bahnhöfle bedeutet!). Franzosen sind auch keine Italiener oder Nordfranzosen sind keine Südfranzosen. Mein Abtransport erregt merkwürdig geringes Aufsehen. Oder kommt etwa sowas hier alle Tage vor? Es geht zur Mairie. Die übliche Personalaufnahme. Ich soll plötzlich wissen, an welchem Tage mein Vater und meine Mutter gestorben sind. Alsdann wälzt man einen dicken Schmöker, weiß Gott ein Verbrecheralbum. Ich muß wieder mal suchen helfen. Französische Subalterne stehen mit dem Alphabet auf ähnlich gespanntem Fuß wie deutsche. François haben wir glücklich. Wie mag aber ä in französischen Registern eingeordnet sein. Beinah packen mich Ehrgeiz und Wetteifer, meinen Namen doch noch zu finden, auf der schwarzen Liste. „N'en y' a-t-il pas

un . . . un . . was mag bloß Nachtrag heißen? . . ich probiere: un complimentaire?" Aber alle Anstrengung ist umsonst. Ich stehe nicht drin! Und habe doch einen Brief an meine Frau geschrieben und die Festung gezeichnet!

Ich brenne darauf, den Herren meine Unschuld zu beweisen, ihnen aus Briefen und sonstigen Schriftstücken zu zeigen, daß es sich lediglich um eine Schulstudienfahrt zwecks besseren gegenseitigen Kennenlernens der Jugenden beider Länder handelt. Dummerweise befindet sich unter meinen Büchern auch eine nicht gerade franzosenfreundliche Broschüre „Deutsch die Saar immerdar", die man mir irgendwo zugesteckt und die ich angenommen, weil sie immerhin doch auch allerhand Tatsächliches über das auf dem Rückweg zu durchquerende Gebiet enthielt, und so bin ich nicht böse, als man auf mein Anerbieten verzichtet und meinen beiden Kekiherren Wink gibt, mich abzuführen.



Jung-Belgien

Der Mensch scheint aber nicht geboren, hier so schnell wieder frei zu sein. Jetzt gehts doch zur La Gare. Daselbst befindet sich nämlich überhaupt erst die richtige Polizei. Auch hier bietet man mir keineswegs einen Stuhl an. Einer der Herren gibt mir immerhin die Hand. Er sieht vertrauenerweckend deutsch aus, spricht auch deutsch, ist Elsässer und ist hier als Dolmetscher von seinem neuen Vaterlande staatlich angestellt.

Ich soll auspacken. Also endlich doch. Meine Hemden, Strümpfe, nicht einmal Trikot und Trainingsanzug erscheinen verdächtig. Jetzt aber kommen Brieftasche, Notizbücher, Briefe und Bücher. In meiner Brieftasche entdecke ich zu meiner großen Freude die Berliner Telefonnummer eines Glüsinger Interessenten, die ich lange gesucht habe. Aus meinem Notizbuch fallen ein paar Nacktbilder belgischer Lichtfreunde, die es mir indessen fürs erste gelingt, unbemerkt in meine Tasche zu stecken. Werde ich aber nicht doch noch leibes visitiert und muß selber Nacktbild spielen? Die Aufmerksamkeit des hohen Herrn ist aber durch mein reiches Kartenmaterial völlig in Anspruch genommen. Lauter, meist französische Karten aus dem Kriege. Auf einer sind

sogar die Festungsbezirke rot eingetragen. Höchst verdächtig! Aber mein Elsässer weist auf die Jahreszahl am unteren Kartenrand hin: 1917. „Vous avez été combattant? Officier?“ Und mindestens zwischen dem Elsässer und mir besteht starke Versuchung zu einem kameradschaftlichen Gespräch. Immerhin, die Kriegskarten kommen auf den verdächtigen Haufen.

Jetzt muß ich den Brief an meine Frau vorlesen und mit Einhelfen des Dolmetschers übersetzen, soweit er nicht ohnedies bereits — zu meiner Übung — streckenweise schon französisch geschrieben war. „Je suis heureux de revoir ces contrées détruites si malheureusement par notre invasion d'autrefois, rétablies assez joliment. Les Belges nous ont reçus bien cordialement. J'espère que les Français ne se laissent pas 'lumpen'.“ Es dauerte eine Weile, bis mein Dolmetsch „sich lumpen lassen“ in richtiges Französisch übersetzt hatte.

Sämtliche bisher über holländische wie belgische Verhältnisse gemachten, nicht immer leicht leserlichen Aufzeichnungen mußte ich gleicherweise vorentziffern und übersetzen. Löhne und Preise in Maastricht und Lüttich, Schulverhältnisse, Königingeburtstagsfest in Maastricht, Weltausstellung in Lüttich, Grand Canal und Abortverhältnisse, fatal: da es sich nicht um Frankreich handelte, ohne besonderes Interesse für meinen hohen Herrn. Das kommt mir denn doch recht beschränkt vor. Ich bin einmal in Fahrt, spreche mit einmal fließend Französisch und lasse ihn wie den Dolmetsch überhaupt nicht mehr zu Worte kommen. Für Belgien und Holland mindestens könnten sich diese Franzosen denn doch etwas mehr interessieren!

Ich suche dieser kümmerlichen Provinzbehörde zu imponieren, und zugleich meine friedlichen Absichten zu beweisen, indem ich mein Pariser Adressenverzeichnis: Armée du Salut, Ile de Medan, Dr. Demarquette, Cité Universitaire, Roger Salardenne, D., Vachet, Dr. Viard, Trait d'Union vorlege. Schon will mir der französische Staatspolizeiapparat noch weit mehr imponieren. Zwei dicke Wälzer werden geholt: meine Pariser Adressen werden nachgeprüft! Ich weiß nicht, was Adreßbuch heißt. Ich frage also bewundernd: „Les domiciles de tous les habitants de votre pays?“ „Von 1930!“ bestätigt mein Elsässer, nicht ohne Stolz auf sein neues Land. Die erste Adresse stimmt schon mal nicht; die zweite und dritte ebensowenig. Obwohl ja gar nicht einzusehen ist, was die ganze Sucherei für Zweck haben soll, geraten wir doch miteinander in einen wahren Feuereifer. Er will mir beweisen, daß sein Adreßbuch, ich ihm, daß meine Liste stimmt. Schon die sechste

Jung-Frankreich



„n'est-pas ici". „P. Bezon, cent cinquante-huit, rue du Temple" diktiere ich. Nichts zu machen: ich habe lauter gefälschte Adressen! (Und hinterher stimmten sie doch und das französische Inhaltsverzeichnis ging falsch!) „Soixante-treize, rue Bobillot, Dr. Demarquette; trente-neuf, rue de l'Arbalète, Prof. M. Gaudefroy-Demonsbynes . . ." Tatsächlich, die nachgerade zwölfte oder dreizehnte stimmt. Wir strahlen uns an! Von beiderseitigem Triumphgefühl geschwellt, mit neuem Mut und noch beschleunigterem Tempo gehts an die weiteren. Aber weiter ist uns das Glück nicht hold. Eine halbe Stunde Arbeit und von rund zwanzig nur eine!

Der Gewaltige läutet an: „Monsieur le Préfet! . . ." Ich verstehe beinah jedes dritte Wort: „à neuf heures vingt." Geht da etwa ein Zug ab, mit dem ich abtransportiert werden soll? „Jusqu'à maintenant, ne s'est trouvé rien de suspectueux." Also telefoniert er bloß, um seinen Diensteifer zu zeigen? Jusqu'à maintenant! Inzwischen servieren ihm meine Kekifreunde ein Buch nach dem andern. Na ja, Unglück, nimm deinen Lauf! Den ganzen Stapel Somahefte, den ich zu Werbezwecken mit nach Paris nehmen wollte, Glüsinger Prospekte, Vivre, Naturisme. Zum Teil einzige Exemplare, sonst vergriffene Nummern hatte ich mitgenommen! „Voilà litérature Allemande!" schmunzelte der Handlanger des Gesetzes, indem er seinem Herrn und Meister das neueste Somaheft reichte. „. . et Française!" beeile ich mich hinzuzufügen und schiebe ihm Vivrehefte hin. Wird er Anstoß nehmen? Die Hefte beschlagnahmen? Mich doch noch dabehalten beziehentlich abschieben? Aber der Herr Chef ist auf Schund und Schmutz nicht geaicht. Oder weiß er, daß man sich heute leicht blamiert, wenn man solche Zeitschriften beanstandet? Ich zeige dem Elsässer in meinem Glüsinger Prospekt die beiden Zauberwörtchen: staatlich genehmigt! „Je suis directeur d'une école à plein air concessionée par le gouvernement de l'État", kriegte Salardennes „Un Mois chez les Nudistes d'outre-Rhin" mit den sechzig Seiten Loblied auf Glüsingen zu fassen: „Me voilà si bien connu dans toute la France, et vous me traitez comme un ennemi de votre pays." „Es sind in letzter Zeit soviel unsaubre Elemente über die Grenze gekommen", versuchte der Neufranzose seine Regierung in Schutz zu nehmen, „besonders Polen und Tschechen, daß wir Order haben, verschärft aufzupassen." „Und ich hätte gern meinen Pariser wie Berliner Freunden erzählt, wie freundlich unsereiner heutzutage in Frankreich aufgenommen wird . . ."

Meine Henkersknechte waren auf den Boden des Rucksacks gelangt und hatten daselbst meinen Apparat entdeckt, ohne ihn Gottseidank auch gleich aufzumachen wie alles übrige.

„Vous avez pris des photographies?" Und schon setzte sich der ganze Stab mit mir in Marsch zum nächsten Photographen, der im Beisein der Behörde — auch ich wurde zugelassen — meinen leider erst zur Hälfte exponierten Film entwickeln sollte. Um ein Haar hätte ich um die Erlaubnis gebeten, auf Nummer 4—6 die hohe Polizei knipsen zu dürfen. Ich tröstete mich aber, als mir versichert wurde, daß das Entwickeln für mich kostenlos auf Kosten des französischen Staates geschah. Ja der Photograph fand sich sogar bereit, die noch unexponierte Hälfte abzutrennen und in den Apparat zurückzuspannen.

Sei es nun, daß der hohe Herr nun denn doch von meiner Unschuld überzeugt war oder sich ohne Untergebene nicht länger veranlaßt sah, den Gestrengen zu spielen, sei es daß die friedliche Stimmung der Dunkelkammer zutraulicher stimmte: als ein Bild vom neuaufgebauten Dinant zum Vorschein kam, erwähnte er, daß sein Bruder dort gefallen sei und daß er selbst als Unteroffizier in der Champagne verwundet worden sei. „In der Champagne?" frage ich. „Im Winter 15? Wo da?" „Im Februar 15 bei Tahure". „Da bin ich auch das erstemal verwundet worden und fünf Minuten lang war ich von den Franzosen gefangen. Dann wurden wir wieder befreit. Vielleicht haben Sie mich also schon mal vor 15 Jahren arretiert!" „Und wir haben uns gegenseitig einen Heimatschuß versetzt." „So daß wir heut noch leben." „Und nach 15 Jahren Wiedersehen feiern!"

Auch die beiden andern Aufnahmen erwiesen sich als völlig harmlos. Ich wurde endlich für entlassen erklärt, durfte meine Sachen wieder zusammenpacken, mußte noch drei weitere Stunden warten, bis mein Film trocken war, so daß natürlich kein Gedanke mehr war, bis Abend noch bis Reims zu kommen; die Zeichnung behielt man schließlich auch da, und, ein noch so kurzes Wort der Entschuldigung zu finden, soweit reichte die vielgerühmte französische, reichte menschlich selbstverständliche Höflichkeit nicht. Ein unangenehmer Nachgeschmack blieb und wie ich auch dagegen ankämpfte: ein gewisses Vorurteil gegen die Franzosen wurde ich auf der ganzen Reise nicht los.

Herrgott, wenn schon noch Grenzen sein müssen zwischen Land und Land: welch prächtige Gelegenheit, den fremden Gast beim Eintritt willkommen zu heißen und ihm beim Austritt Lebewohl zu sagen, wie uns, als wir seinerzeit in Dover englischen Boden verließen, der letzte Bobby tatsächlich freundlich die Hand gab: „I hope you have had a nice time in England!"



Photo v E Boeck



Photo v. E. Boeck

Diese Bilder sind Aufnahmen des Sport-



Photo v. E. Boeck



Photo v. E. Boeck

und Gymnastikinstitutes S. Dietrich

Polizeilich verboten!
Aber die öffentliche Meinung wandelt sich.

Als wir uns in der hiesigen so modern wirkenden Siedlung eine Wohnung suchten, waren wir uns klar, daß in modernen Häusern nicht nur moderne Menschen wohnen. Wenn wir also, durch überreichliche Arbeit auch Sonntags an Ausflügen ins Freie verhindert, doch Luft und Sonne ungestört genießen wollten, mußte es eine Wohnung mit Südbalkon sein, der von Nachbarbalkons und gegenüberliegenden Wohnungen möglichst wenig einzusehen war. Denn wenn auch bei uns zu Lande es kein besonderes Aufsehen mehr erregt, wenn sich jemand meinetwegen sogar auf der Straße in Turnhose oder Badeanzug bewegt, so finden es die meisten Menschen doch noch keineswegs selbstverständlich, daß man bei Sommerhitze auch im Hause oder gar auf dem Balkon, schon um nicht so häßlich nur streckenweise zu bräunen, restlos nackt sich sonnt. Frauen und Mädchen aber hätten ja selbst in Gymnastiktrikot, der sogar oft wärmer wirkt als ein leichtes Kleid, die heilsamen Strahlen jedenfalls ebensowenig durchläßt, kaum etwas gewonnen.

Eine, wie sich herausstellte, im freilich recht geräuschvollen „Zentrum" gelegene Wohnung drei Treppen hoch, so hoch also, wie hier überhaupt möglich, schien unseren Anforderungen zu genügen. Wenn sich der nächste Nachbar aus seinem etwa 10 m entfernten Fenster herauslehnte, konnte er allerdings Mann und Weib nackt sitzen und, wohlgemerkt, lesen, schreiben oder sonst emsig arbeiten sehen. Er wußte bald, daß er es konnte. Er war aber nicht neugierig, und wir standen uns bald ausgezeichnet mit ihm und seiner Frau. Rechtwinklig zu unsrer läuft in rund 70 m Entfernung eine Front, in deren selbst erleuchteten Zimmern wir kaum unterscheiden können, ob jemand was anhat oder nicht. Die Leute dort gucken auch, scheint es, lieber nach der andern, der Straßenseite hinaus. Gegenüber aber, in sagen wir 40 m Entfernung, liegen zwei und drei Treppen hoch 16 Wohnungen, von denen aus man allerdings, wenn man will, Anstoß nehmen kann, besonders sofern wir in voller Lebensgröße aus dem Zimmer auf den Balkon herauskamen oder durch die Balkontür hineingingen, und da die uns nächstgegenüberwohnende Familie oft den geschlagenen Nachmittag im Fenster lag, hielten wir es für geboten, ihr unsern Besuch zu machen und ihre förmliche Erlaubnis einzuholen, die uns denn auch verständnisvollst gegeben wurde. „Sie seien selber große Sport- und Naturfreunde; sie störe sowas nicht."

Vielleicht war es zu mathematisch-leichtsinnig gedacht, wenn wir folgerten, wenn die uns nächstwohnenden Gegenüber keinen Anstoß nehmen, können das die weiter weg schräg gegenüber Wohnenden erst recht nicht. Wenn wir aber schon keine Zeit zu Sonntagsausflügen hatten, hatten wir auch keine, bei den übrigen fünfzehn Parteien Besuch zu machen. Wir legten also in der damals noch allen Siedlungsgenossen unentgeltlich zugehenden Siedlungszeitung unsern Freikörperkulturstandpunkt dar und baten, unser vielleicht noch immer ungewöhnliches Verhalten nicht als Wurschtigkeit, Schlamperei oder gar Herausforderung aufzufassen, woraufhin von seiten der sonst durchaus sehr erwiderungsfreudigen Leserschaft keinerlei Erwiderung erfolgte, ja in einer kurz darauffolgenden Mieterversammlung, ohne daß man mich sonst kannte, bei einer Mieterratswahl von rund 150 Anwesenden ich sogar einige 80 Stimmen erhielt.

Mehr als durch Blumenkästen, Schreibmaschine, Telefon, Tischlampe und andere Balkonaufbauten glaubten wir uns also durch die aufgeklärte Gesinnung unserer Siedlungsmitbürger gedeckt, und haben denn in der Tat jeden schönen Tag, den Gott werden ließ, befreit nackt und sonnendurchwärmt, ohne deswegen, wie gesagt, unsre Arbeit vernachlässigen zu müssen, in vollen Zügen genossen, und niemals haben wir die leisesten Zeichen irgendwelchen auch nur Erstaunens bei unsern Gegenübern bemerkt. In unsern kühnsten Träumen stellten wir uns vor, wie wahrhaft modern eine solche Siedlung erst wirken müßte, wenn nicht nur in und um ein leider vorerst auch nur geträumtes Planschbecken sonnengebräunte Kinder spielten, sondern auch durch weitoffene Fenster und auf blumengeschmückten Balkonen der Blick auf lauter stattliche braune Gestalten fiele; bis, freundlicherweise immerhin erst Mitte September, also bei Sommers Ende, das Verhängnis in Form eingangs erwähnter polizeilicher Vorladung — ausgerechnet zur Begrüßung in der Heimat nach Rückkehr von Frankreich — nahte.

Ich habe die längere Anklageschrift nicht mehr wörtlich im Kopf, die man mir auf der Tempelhofer Kriminalpolizei verlas. Ich habe doch tatsächlich 41 Jahre alt werden müssen, um mit der Kriminalpolizei in Berührung zu kommen. Jedenfalls stellte Herr Kaufmann K . . (es wäre ihm vielleicht nicht lieb, wenn ich seinen vollen Namen nenne) wegen wiederholten Nacktsichbewegens von mir und „einer zu meinem Haushalt gehörigen weiblichen Person", u. a. auch einmal in Gegenwart zweier bekleideter Herren unter Berufung auf den Herrn Verwalter als Zeugen und „weitere Nach-

barn" Strafantrag gegen mich. Man hatte, da heutzutage ja, sobald es sich auch um weibliche Personen handele, bloß Männer nicht urteilen sollten, das Schriftstück von der hundertprozentig männlichen Tempelhofer Polizei nach Berlin weitergereicht. Dort hat man aber doch keinen Anstand genommen, die Tempelherren zu ermächtigen, selbständig zu Gericht zu sitzen. Der Beamte hätte mir beinah ein viel zu unschuldiges Protokoll suggeriert. Ich mußte mich dagegen wehren, daß er schrieb, ganz nackt hätte ich mich nie sehen lassen und besagter Nachbar könne unsern Balkon überhaupt nicht einsehen. Ich versicherte aber, daß jede Absicht, Ärgernis zu erregen, uns selbstverständlich ferngelegen habe, daß, hätte Herr K. mir mitgeteilt, daß er sich durch unser Verhalten belästigt fühlte, wir seinen Wünschen Rechnung getragen hätten und versprach, künftig unsere Sonnenbäder unter noch größeren Vorsichtsmaßnahmen zu nehmen. An Herrn K. richtete ich einen höflichen Brief mit der Bitte, entschuldigen zu wollen, wenn ich nichtsahnend seine und seiner Familie Gefühle beleidigt habe, worauf er mir wieder schrieb: In Anbetracht meines Verhaltens könne er meine Entschuldigung nicht als ausreichend gelten lassen. Er habe die Sache der Polizei übergeben.

Der Verwalter hatte, vernommen, bestritten, mich oder sonst jemanden bei mir je ganz nackt gesehen zu haben. Jetzt war es natürlich an mir, die „mehreren Nachbarn" zu befragen, wie sie, die uns zumeist aus größerer Nähe hatten betrachten können, über unser Verhalten dächten. Ich richtete also an unsern unmittelbaren Nachbar wie an sämtliche übrigen fünfzehn gegenüberwohnenden Familien kurze Rundschreiben, ob sie das Sonnenbaden auf unserm Balkon gestört habe, wobei ich, um ja keinen Druck auszuüben, als Antwort vortippte:

„Wir fühlen uns durch das Sonnenbaden auf Ihrem Balkon — nicht — gestört",

so daß, wer sich doch gestört fühlte, nur das Wörtchen „nicht" durchzustreichen brauchte, und erhielt darauf folgende Äußerungen, die mindestens zeigten, wie lehrreich und wichtig ein solches Experiment ist:

Unser unmittelbarer Nachbar wie sämtliche gegenüber zwei Treppen wohnenden Parteien — bei 40 m Abstand und nur hüfthohem Balkongeländer können sie natürlich doch, wenn sie wollen, allerhand sehen und, wenn ihnen daran liegt, Anstoß nehmen — also schon noch neun Parteien, haben sich

n i c h t gestört gefühlt.

Zwei ließen mein Schreiben freilich unbeantwortet. Da ich ihnen aber drei Tage später schrieb, ich dürfe ihr Schweigen wohl als Zustimmung deuten und wiederum nichts erfolgte, zählen diese beiden jedenfalls nicht ernstlich zu erwähnten „mehreren Mietern".

Drei von den übrigen sieben unterstrichen ausdrücklich das Wörtchen „nicht".

Einer, der uns genau gegenüber wohnt, setzt hinzu:

Sehr geehrter Herr Dr.!

In Erwiderung Ihres Geehrten vom 25. cr. teile ich Ihnen gern mit, daß mich das Sonnenbaden Ihrer Familie absolut nicht stört. Ich bin selbst seit meiner Jugend Wassersportler und daher Gegner einer antiken Prüderie. Hochachtungsvoll N. N.

Und einer, der im selben Hause wie der Strafantragsteller wohnt, schreibt:

Geehrter Herr Dr. Fränzel!

Ich begreife nicht, wie es heute noch solche rückschrittliche Leute gibt (ich hatte den Namen des Antragstellers wohlgemerkt nicht erwähnt!), welche sich darüber aufregen können. Die heutige Devise lautet doch Luft, Licht und Sonne. Es wäre zu begrüßen, wenn unsre Siedlungsgesellschaft Rasenflächen für Sonnen- und Luftbäder zur Verfügung stellte. Die Mucker würden ja dann vor Scham in die Erde versinken. Also ruhig weiter so! Hochachtungsvoll N. N.

Von den drei Treppen, also in gleicher Höhe mit uns Wohnenden fand einer den ihm zugeschickten Durchschlag leider unleserlich. Weitere fünf, also mit den obigen sieben bzw. neun, insgesamt zwölf bzw. vierzehn von siebzehn Befragten, fühlten sich ebenfalls

n i c h t gestört!

Also 71 bzw. 82%! Ein, wenn man bedenkt, daß an sich einen niemand nötigen kann, einem wildfremden Menschen gegenüber, der sowas womöglich mit voller Namensnennung veröffentlicht, in einer heute doch noch immer so diffizilen Angelegenheit Farbe zu bekennen, immerhin erstaunlicher Prozentsatz!

Und auch hier wieder nicht nur das „nicht" in drei Fällen ein- oder mehrfach unterstrichen, auch hier setzt unser genauer Gegenüber hinzu:

„Wenn wir einen so schönen Balkon hätten, würden wir nur dasselbe tun."

Einer ändert das „nicht" in „auf keinen Fall" „mit nachbarlichem Gruß" und die Familie, die mit dem Antragsteller im selben Stockwerk wohnt, kaum ein Zehntel Luftlinienentfernung weiter, bestätigt:

„Ich und meine Familie haben uns durch das Sonnenbaden auf Ihrem Balkon nicht gestört gefühlt, da wir bisher davon (einen ganzen Sommer lang!!) überhaupt nichts wahrgenommen haben!"

Es gibt also außer uns auch noch andere Leute, die Wichtigeres zu tun haben, als nach Kleinstadtart halbe Stunden lang aus dem Fenster zu hängen und Anstoß zu nehmen!

Hätte der Antragsteller rechtzeitig die wahre Stimmung der übrigen Mieter gekannt, würde er gewiß seinen Antrag unterlassen, mindestens aber nach meinem Entschuldigungsschreiben zurückgezogen haben. Er hätte jedenfalls der Polizei eine peinliche Situation erspart, die mir ohnedies versicherte: „Wenn das übrige Tempelhof halb so streitsüchtig wäre, wie diese Siedlung, müßten wir unsern Apparat verdreifachen!"

Früher hätte allerdings nach dem Buchstaben des Gesetzes ein einziger Anstoßnehmender genügt, um doch eine Verurteilung herbeizuführen. Mindestens Berliner Polizei verfährt heute doch nicht mehr so nach Schema F. Gehört zum Ärgerniserregen nach moderner Rechtsprechung ohnedies deutlich sexuelle Betonung der Nacktheit, so wäre für jede lebensnahe, geschmeidige Rechtsprechung eine so stark zugunsten des Beklagten sprechende öffentliche Meinung ein für diesen mindestens mildernder Umstand. Gewiß sollen im heutigen Volksstaat Gefühle Andersdenkender, auch wenn sie sich in der Minderheit befinden, nicht verletzt werden. Es ist aber Sache einer weniger

Komm, komm, herzallerliebster Schatz und führ uns beide



zum Tanze!

Aufn. von W. Wyn Thieme

als zwölfprozentigen Minderheit, will sie, daß man auf ihre andersartige Gesinnung und Empfindung Rücksicht nimmt, die übrigen 88 Prozent von ihrem Vorhandensein rechtzeitig in Kenntnis zu setzen und erst wenn dann demungeachtet ihre heiligsten Gefühle verletzt werden, den Schutz der Staatsgewalt für sich in Anspruch zu nehmen.

Aber vielleicht haben Herr K. und Herr H., die einzigen, die sich gestört gefühlt haben, gar nicht geahnt, in welcher Minderheit sie sich befinden. Dann ist das sehr gut, daß sie es infolge ihres Vorgehens einmal zu erfahren bekommen! Es ist aber auch gut, daß die 88 Prozent freikörperkulturlich eingestellten Familien in unserer Siedlung — und in anderen Siedlungen wird der Prozentsatz nicht wesentlich anders ausfallen — einmal erfährt, daß sich heutzutage von siebzehn Familien im allgemeinen nur zwei durch Nacktsonnenbaden auf Balkons belästigt fühlen! Statt daß wie noch so oft, jeder meint, er sei wohl der einzige Fortschrittliche und müsse sich vor den andern in acht nehmen, daß keiner was sieht! Wieviel weniger Vorhänge brauchten zugezogen oder gar Fenster geschlossen zu werden! Wieviel mehr frische Luft und Sonne könnte also unsere Räume durchfluten! Wieviel Kinder und Erwachsene weniger würden kränklich und kränkliche auch ohne Höhensonne und Ferienkolonie frisch und gesund, wenn sie sommerüber zu Hause nackt sonnenbaden könnten und nicht glaubten, sich vor irgendwelchen Vis-a-vis genieren zu müssen! Wie erst wirklich heilsam und segensreich würden all unsere luftig und sonnig gebauten neuen Siedlungen werden!

Für die Herren K. und H. kann ja gern die jeweilige Nordseite reserviert werden!

Sie sind eben allmählich Sekte und nicht mehr die Lichtbewegung und die Freikörperkultur!

Freikörperkultur und Rhythmik als Brücke zu einer ethischen Gesundung

von Siegfried Bergengruen



Aufn. von W. Wyn Thieme

Das ist jetzt Jahre her . . .

Der Krieg war zu Ende gegangen, die politischen Landesgrenzen im Innern Europas begannen sich wieder zögernd der ungehinderten Durchreise zu öffnen, die Jugend, beglückt, endlich die Ketten, die das große Völkerhassen allenthalben ausgelegt hatte, abstreifen zu dürfen, strebte in die Fremde und Ferne, baute aus der eigenen Sehnsucht nach Weite und Freiheit die Brücke von Volk zu Volk, Mensch zu Mensch, Herz zu Herz als Unterpfand einer neuen Befriedung selbstlos wieder auf. Mancher peinliche Zwischenfall sorgte allerdings dafür, daß chauvinistische Nörgler hüben und drüben immer noch etwas Wasser auf ihren Mühlen behielten, aber im großen ganzen schritt das Werk der Völkerversöhnung dennoch so unaufhaltsam vorwärts, daß eigentlich jede Wandergruppe, die mutig Vorurteile und Befürchtungen beiseite geworfen hatte und in „feindliches" Gebiet eingedrungen war, sich bei ihrer Rückkehr rühmen konnte, ein gutes Teil für den geistigen Wiederzusammenschluß der von gehassigen Leidenschaften zerrissenen Menschheit mitgeholfen zu haben.

In jener Zeit nun geschah es, daß eine Gruppe von Jungwanderern, die sich ihren Unterhalt durch Mysterienspiele und Laientänze verdiente, an den Ufern eines Sees in einem vormals feindlichen Land eine nächtliche Freilichtaufführung zum besten geben wollte, im letzten Augenblick aber, als das Spiel bereits beginnen sollte, von irgendeiner radikalen Gruppe der Landeseinwohner durch gehässige Zurufe darauf hingewiesen wurde, daß man in ihrer Wandertracht (die aus Zweckmäßigkeitsgründen einen militärischen Zuschnitt hatte) eine Provokation sehe und ihre Abänderung fordere. Da die Angreifer wie das ja gewöhnlich zu sein pflegt, alsbald auch den größten Teil des anfangs friedlichen Publikums auf ihre Seite bekamen, andererseits aber eine Abänderung der Tracht in so schneller Zeit und dazu mitten im Walde ein Ding der



Aufn. von W. Wyn Thieme

Unmöglichkeit war, schien guter Rat teuer. Aber plötzlich kam der Leiterin der Gruppe, einer heute sehr bekannten Führerin modernen Tanzes, ein rettender Gedanke. Ein paar kurze Befehle von Mund zu Mund, dann verschwand die ganze Gruppe aus dem roten Flackerschein des Feuers und tauchte im Dunkel des Waldes unter. Eine Minute verstrich, eine zweite, eine dritte . . . Die Zuschauer wurden immer unruhiger, denn sie glaubten, durch ihr unfreundliches Verhalten die fremden Jungwanderer verscheucht zu haben. Aber sie irrten sich. Plötzlich teilten sich die Büsche, eine schneeweiße Gestalt glitt hervor, zog eine zweite hinter sich her, und ehe sich die staunenden Zuschauer noch von ihrer Verwunderung erholt hatten, war schon der ganze hochauflodernde Scheiterhaufen von schlanken, biegsamen, jugendlichen Gestalten umtanzt und umsprungen, die kein anderes Gewand an sich trugen, als die Schönheit ihres Körpers und den Wiederglanz des Feuers. Alle, die jenem Vorgang beiwohnten, und darunter war sicherlich so mancher rückständige Mucker und verstaubte Spießer, mußten nachher zugeben, daß sie niemals etwas so Schönes, Natürliches, Edles und Reines gesehen hätten, als dieses Mysterienspiel nackter Menschen, die ihren Zuschauern neben dem symbolischen Inhalt des Stückes auch noch die Erkenntnis vermittelten, daß es keinen besseren Weg gibt, die ursprüngliche und natürliche Gleichheit und dadurch auch Zusammengehörigkeit aller Menschen — die nackt aus dem Nichts auftauchen und nackt in das Nichts zurücksinken — nachzuweisen, als wenn man die trennenden Schranken der Gewänder, die immer irgendwie Uniform sind, beiseite räumt und fallen läßt.

Aber nicht nur zu einem Mittel, um politische und standesgebundene Klüfte zu überbrücken, kann das Prinzip der Nacktheit werden, seine Möglichkeiten gehen noch weiter, greifen über das physische, soziale und politische Gebiet hinaus und gelangen bis in die Sphäre des Seelischen und Geistigen! Nur der Mensch, der sich einmal ernstlich in die Ziele und Ideen der modernen Freikörperkultur hineinversetzt und begriffen hat, daß diese Bewegung das physische und hygienische Moment nur als Ausgangspunkt ihrer eigentlichen Aufgaben betrachtet, wird annähernd begreifen können, welche außerordentliche ethische Bedeutung gerade der Freikörperkultur und rhythmischen Erziehung zukommt. Ihre Grundbedingungen sind Selbstzucht, Hygiene und ästhetisches Empfinden. Eine Bewegung aber, die dieses Dreigespann als elementares Antriebsmittel erwählt, muß fortschreitend ganz selbsttätig zu einer edlen, schönen bis zu einem gewissen Grade durchgeistigten gemeinsamen Lebensform kommen, deren Vorteil es ist, daß sie sich nie in die schwülen Gebiete einer naturfernen, ungesunden erotischen Phantastik verlieren kann.

Aus diesem Grunde ist es mir nie ganz verständlich geworden, aus welchen Motiven die Freikörperkultur bis auf den heutigen Tag gerade von den Kreisen, die die religiöse Sittlichkeit auf ihren Fahnen geschrieben haben, eine so fanatische Anfeindung erfährt, obgleich doch gerade in der grundlegenden Form der Selbstzucht und dadurch auch der Selbstentäußerung gemeinsames Land zu erblicken wäre. Allerdings scheint sich neuerdings in dieser Beziehung erfreulicherweise eine Wandlung bemerkbar zu machen, die kürzlich in einer Rede des bekannten katholischen Predigers, des Paters Muckermann vor dem Münchener Tänzerkongreß ihren besonderen äußeren Ausdruck fand und die uns insofern bedeutsam erscheint, als die moderne Tanzkunst und die Freikörperkultur gerade auf dem Gebiet der Körperschulung und Ethik in vielen Punkten den gleichen Standpunkt vertreten. Über diese Rede schreibt ein journalistischer Beobachter des Tänzerkongresses folgendermaßen:



Aufn. von C. M. Weber.





Aufnahmen von Will Tschierschky

„Das große oratorische Ereignis des Kongresses war die Rede des Paters Muckermann. Mit allen Zaubertönen katholischer Kanzelberedsamkeit suchte und fand er den Weg zu dieser tausendköpfiger Tänzerschar, die vielleicht den geistlichen Herrn anfangs mit Mißtrauen betrachtete. Er zog sie sogleich in seine geistige Welt hinein, indem er mit begrifflicher Weitherzigkeit die gemeinsame Angelegenheit der Kirche und der Tanzkunst aufwies: Die Lebenserhöhung in der Ausdrucksform des Körpers darzustellen. Für den Tanz wie für die Kirche ist der Körper Instrument und Ausdruck der Seele. Wie für uns Heutige der Mensch in erster Linie die Keimzelle der Volksgemeinschaft nicht mehr der Kultgemeinschaft ist, so ist auch für den Tänzer die Persönlichkeit der Ausgangspunkt einer neuen Gemeinschaft. Muckermann zeigt, wie gut er die Theorie des neuen Tanzes kennt, wenn es ihm gefällt, daß der neue Tanz aus einem im Menschen schwingenden Naturgesetz den tänzerischen Bewegungsausdruck herleitet, und daß dies persönliche, überpersönliche Naturgesetz des Tanzes die Basis wesenhafter Gemeinschaften bildet. Er beglückwünscht die Tänzer zu der Kraft, solche Gemeinschaften zu bilden, gerade in dieser Zeit. „Tanzen können in einem Lande, wo solche Katastrophen am Himmel stehen, das ist etwas Gigantisches!" — Mit geradezu raffinierter Diskretion weist er auf die verschiedenen Gefahren hin, die für den jungen Menschen im Tanz liegen können. Aber jenseits alles dessen sei es der Tanz, der den Menschen aus der eigenen Tiefe heraus neu erschaffe!" —

Gerade in diesem letzten Satz liegt wohl die Quintessenz dessen, was einerseits die Gemeinsamkeit des Ziels zwischen den modernen Tanzgruppen und den Anhängern der Freikörperkultur, andererseits aber auch zwischen allen eine gesunde Ethik anstrebenden Strömungen beweist, nämlich, daß wir die Gesundung der Seele auf dem Wege über eine naturgemäße Erziehung des Körpers anstreben.

Es wäre Zeit im Sinne dieses gemeinsamen Ziels — das ein Ziel der Sittlichkeit ist — das allzuoft geschwungene Kriegsbeil endlich zu begraben!

Weihnachtsbücher

Weihnachten kann ein herzerquickendes Fest sein auch ohne kostspielige Geschenke. Man kann auch schenken ohne viel Geld dafür auszugeben. Man holt beispielsweise alte Filme hervor, macht neue Abzüge oder, wenn das nicht schon zu teuer wird, Vergrößerungen, und stellt seinen Freunden, indem man zwischen die Bilder handschriftlich einen je nachdem ernsteren oder heiteren Text fügt, eine Art Privatsomaheft her. Leider kann ja nicht jeder malen oder zeichnen. Wer das aber nicht kann, schneidet aus alten Zeitschriften Bilder aus und klebt sie zu Bilderbüchern für seine Kinder zusammen. Wer aber von den vielen Tausenden Somalesern wirtschaftlich noch so günstig gestellt ist, daß er auch nur eine Mark für Weihnachtsgeschenke ausgeben kann, der soll das nicht leichtfertig tun, der soll sich klar machen, daß er erstens zwar dem Beschenkten eine Freude machen will, zweitens aber als Idealist, besonders eben zu Weihnachten, „das Reich Gottes auf Erden" ausbreiten helfen soll. Von diesem Gesichtspunkt aus kommen also in erster Linie irgendwie idealistische Bücher in Betracht.

Das Nächstliegende sind für Somaleser natürlich frühere Somahefte, von denen man weiß, daß sie der zu Beschenkende verloren hat oder ganz gern doppelt hätte, eventuell sogar ein ganzer, möglichst gebundener Jahrgang. Die vom Verlag gelieferten Einbanddecken sind wirklich recht geschmackvoll. Weiter die immer noch Standardwerke der Lichtbewegung: ihres Seniors Richard Ungewitter (der wirklich nicht verdient hat, auf seine alten Tage so in Not ums Brot zu leben) Nackt, Nacktheit und Aufstieg, Nacktheit und Moral, Nacktheit und Kultur; Meister Fidus' Bildwiedergaben des Lichtgebets, der Brautfahrt und all seiner übrigen herrlichen Werke; Dora Menzler, Die Schönheit Deines Körpers; Brecher, Dein Kind im Gotteskleid; Alice Bloch, Kindergymnastik im Spiel; verschiedene Sonderhefte der „Schönheit" und vor allem immer wieder die vielen, prächtigen, größeren und kleineren Werke unseres Altmeisters Surén. Eine besondere Delikatesse sind für solche, die Englisch bzw. Französisch lesen können, Dorothy Revels Cheirons Cave London William Heinemann 1928, das die Nackterziehung in der Priory Gate School schildert, und Roger Salardennes Un Mois chez les Nudistes, das soeben im Oldenburg-Verlag auch von Max Kaufmann übersetzt, deutsch erschienen ist. Eine große Freude würde man außer dem zu Beschenkenden auch manchem schwer ringenden Künstler unter unseren Mitarbeitern machen, wenn man dies oder jenes in Soma erschienene Bild, das einem besonders gefiel, in Originalkopie bestellte, zu welchem Zweck Redaktion und Verlag gern dessen Anschrift mitteilen. Auch unseres großen Toten Eugen Diederichs letztes Vermächtnis Diotima oder die Schule der Liebe sei nochmals empfohlen.

Auf ein paar bedeutsame Neuerscheinungen dürfen wir aber nicht unterlassen, besonders hinzuweisen.

Da ist zuerst des Leiters des Landwerks, Professor Karl Schöpkes, Arbeitsdienstjahr statt Arbeitslosenwirrwarr, J. F. Lehmanns Verlag, München, geh. Mk. 4.20, geb. Mk. 5.50, das, wenn man von der leis verbitterten Einstellung des Verfassers gegen die heutige Staatsform und ungerechten Verkennung der Riesenleistung sämtlicher bisherigen Nachkriegsregierungen absieht, nicht nur aus tiefstem Mitgefühl mit der Not des deutschen Volkes, nicht nur aus prophetischer Begeisterung für ein künftig auf friedlichem Wege wieder aufblühendes Deutschland geschrieben ist, sondern zugleich mit vielseitigem Sachverständnis Wege zur Lösung der verschiedenen Aufgaben auf jugenderzieherischem, körperkulturlichem, landwirtschaftlichem und innenkolonisatorischem Gebiete weist. Ganz nebenbei erfährt man die interessantesten Zahlen über die bedauernswert unvernünftige Lebensweise der Erwerbslosen wie über die bisherigen Leistungen der Siedlungspolitik, erfährt man, wie sich Arbeitslose selber über ihre Lage äußern und wie Niederungs- und Hochmoore kultiviert werden, welche Wasserstraßen 1918 geplant waren und welche davon noch auszuführen sind. Das Wichtigste ist aber, daß hier zum ersten Male ein so deutliches und in fast allen Einzelheiten wie im Gesamtwurf glaubhaftes Bild eines deutschen Arbeitsdienstjahres umrissen wird, daß jeder, der noch einen Funken Begeisterung im Leibe und klaren Blick für reale Möglichkeiten besitzt, diese Schrift, welcher Partei er auch zuneigen oder gar zugehören mag, nicht nur verschlingen, sondern wieder und wieder lesen und sie seinen Freunden weitergeben wird. Die parteipolitische Gebundenheit des Verfassers darf uns dabei nicht stören. Solange uns heutzutage dergleichen an der Not der Zeit gemessen kleinliche Unterschiede noch stören, kommen wir nie zu großzügigen, friedensheroischen Entschlüssen. Allmählich lernen wir ja bereits, uns recht eingreifenden, keineswegs immer angenehmen Entscheidungen zu fügen, wie dem Beamten-

notopfer, der 40-Stunden-Arbeitswoche, Einfuhrzöllen, neuntem Schuljahr. Ja, wir ahnen, daß wir vielleicht vom Schicksal — wie schon so oft in der Geschichte — geistige Besinnung nach 1806, Zuckeranbau unterm Druck der Kontinentalsperre, Stickstoffgewinnung, Alkoholeinschränkung und — wenigstens in Dänemark Ernährungsreform während des Krieges — zu unserm Glücke gezwungen werden, gezwungen werden, aus der Not eine Tugend zu machen.

Wir sind ja, auch wenn es keine 3—5 Millionen Erwerbsloser gäbe außer aus sozialen und ökonomischen Überlegungen besonders auch aus lebensreformerischen und körperkulturlichen Gründen für baldige Einberufung aller schaffensfreudigen männlichen wie weiblichen Jugend zu solchem Friedensaufgebot des Spatens und Meißels. In den mehr theoretischen Vorbereitungswochen vor Ostern jedes Jahrgangs mit ihrer praktischen Körperlehre und Lebenskunde, ihren nachmittäglichen Arbeits-„Trocken"-Kursen wird um 6, später um 5 aufgestanden. „Frisch aus dem Bett heraus, mit der ganzen Bettwärme in der Haut, läuft alles in den geheizten Duschraum, dann Warmreiben mit den beiden Handflächen. Dieses Warmreiben, welches in großen Strichen erfolgt, ist zugleich die erste Leibesübung am Tage. Daher muß sie mit Kraft, Raschheit und namentlich mit Anstrengung der Hände durchgeführt werden. Dadurch bedeutet sie eine bemerkenswerte Kräftigung der Finger, Hände und Unterarme." Dann Bettenlüften in „Turnschuhen, Hose und Leibchen" (w i r fragen warum?); Morgenturnen nach eigenem System des Arbeitsdienstes, das — wie das Surénsche — auf möglichster „Selbsttätigkeit des Willens" beruht. Der Schüler „muß sich auch später bei Auslassung desselben so unglücklich vorkommen, wie wenn er sich nicht gewaschen hätte". Dann Bettenbau. „Auch für die Männer ist es notwendig, zur Ordnung und zum Schönheitsgefühl im Alltäglichen erzogen zu werden." „Dann der Dauerlauf im Freien! Es ist der spannendste und abwechslungsreichste Teil des Tages! Ob er nun am Strande der winterlich brausenden See dahinführt oder auf verschlungenen Waldwegen oder durch schneebedeckte Äcker, stets ist es eine wunderbare Morgenbegegnung mit der Natur, die hier im „Fluge" vorgenommen wird . . . Immer länger werden die Strecken. „Sturmläufe" auf Höhen werden eingeschaltet. Sprünge über Gräben, niedrige Zäune usw. sind plötzlich „nicht zu umgehen"! Überklettern von Zäunen, Wänden, Mauern, ja Gebäuden ist bisweilen „unvermeidbar".

So hat jeder schon ein größeres Morgenerlebnis hinter sich, wenn er sich — nachdem er seine tägliche Arbeitskleidung angelegt hat — endlich zum Frühstück setzen kann. Ein frisches Morgenlied, von allen gesungen, leitet es ein. Der Hunger ist groß, denn es ist mittlerweile 8½ Uhr geworden und man hat heute schon „feste gearbeitet"! Aber dieses „Fasten" vor dem Frühstück schadet niemandem.

Letzteres die Mädchen gemeinsam mit den Männern, alles übrige scharf getrennt!" (Wir Lichtmenschen gehen bereits darüber hinaus, aber für ein Dienstpflichtjahr hat der Verfasser vielleicht heute noch recht.)

Nach Ostern werden die so geschulten Scharen von ihren an landschaftlich bedeutsamen Punkten gelegenen 12—15 Arbeitsdienststätten entweder gruppenweise auf die größeren Gutsbetriebe und zur Vornahme großer gemeinnütziger öffentlicher Arbeiten oder, die besonders zuverlässigen, auch einzeln oder zu zweien auf die kleineren Bauernhöfe entsendet. Aber auch hier:

„Früh, sehr früh liegt im Sommer die Stunde des Weckens. Und mit unverminderter Pünktlichkeit und — Rücksichtslosigkeit führt es der Gruppenführer auch draußen durch. Von der ersten Tagesminute hängt nach seiner Auffassung das Gelingen des ganzen Tages ab! — Dann eine Kaltganzwaschung zum Frischwerden! Darauf 10 Minuten Morgenturnen! Eine harte Leibes- und Willensprobe. Denn die Gelenke „knacken" noch vom Aufstaken am Vortage, und die Muskeln schmerzen bös!

Aber d i e s e s Turnen am Morgen ist keine Mehrbelastung, sondern eine Entlastung des Körpers. Es ist eine Art Ausgleichsturnen, welches gerade der Einseitigkeit der landwirtschaftlichen Arbeit sehr kräftig entgegenwirkt (in Dänemark zum Teil turnen die Bauernsöhne und -töchter längst jeden Tag). Durch nichts bekommt und behält der Führer auch draußen im zersplitternden Betriebe die Gruppe so in der Hand, wie durch dieses tägliche Morgenturnen. Die Sache muß nur anregend und abwechslungsreich genug gestaltet werden. — Und für ganz mitleidige Seelen, die da meinen könnten: „Ach Gott, die armen Menschen! Nun müssen sie den ganzen Tag schwer schuften und sollen außerdem jeden Morgen noch turnen . . furchtbar!" sei noch gesagt: Auch die nachfolgende landwirtschaftliche Arbeit verlangt ein rasches Überwinden der Müdigkeit und Schmerzgefühle, die von der Vortagsarbeit zurückgeblieben sind. Durch das Morgenturnen wird dieser unvermeidliche Überwindungsakt eben nur vor das Frühstück verlegt; und er wird den Ermüdungsverhältnissen des Körpers genau angepaßt."

Arbeit als Körperfreude, Arbeit als Sport! „Unsere Gruppe setzt Getreidestiegen auf!

Es klappt alles wie am Schnürchen, wie bei einer eingearbeiteten Rudermannschaft! Der Führer setzt jedesmal das erste Garbenpaar. So sorgt er für die schnurgerade Richtung. Dieses erste Paar steht gerade und fest wie ein Sturmbock. Die Mannschaft ist gut verteilt. Jeder hat seinen bestimmten Posten. Jeder läuft; jeder nimmt mit einem Bücken zwei Garben unter die Arme. Rasch läßt er sie an der Stiege nach unten gleiten, drückt die Ährenenden fest und passend zusammen und staucht das Garbenpaar leicht und doch fest genug auf. So, nun steht es, nicht einfach an die Stiege gelehnt oder „angequetscht". Man zählt laut 1—10 und die Stiege steht im Nu fertig da . . So arbeitet diese „eingespielte" Mannschaft! . .

Der Feierabend ist endlich da! Mit einem frischen Lied marschiert die Gruppe nach Hause. Eine Ganzwaschung mit warmem und mit kaltem Wasser ist das erste. Dann völliger Kleider- und Wäschewechsel. Der Abend soll für jeden eine kurze, aber wertvolle Zeitspanne der körperlichen und seelischen Erholung sein . . . Nach dem Abendbrote wird ein bißchen geplaudert, gelesen, gesungen. Eine kleine Gruppenbücherei (dazu kommt Zeitung und Rundfunk des Deutschen Arbeitsdienstes) ist überall vorhanden. Es gibt aber auch in der Woche einige „Dienstabende". Da ist z. B. allwöchentlich einmal ein Liederabend, denn das Lied ist ein Gesundheitsmittel der Seele wie ein Mittel der Leistungssteigerung bei allen Arbeiten im Freien. Dann ein landwirtschaftlicher Weiterbildungsabend. Zu einer verhältnismäßig frühen Stunde Zubettgehen und Licht aus! Keiner kann sich ohne ausdrücklichen Urlaub des Führers der pünktlichen und heilsamen Einhaltung dieser Stunde entziehen. Nur der Führer sitzt einsam noch länger in seiner Stube, beschäftigt mit der Durchsicht des Wirtschaftsbuches und des Arbeitstagebuches und mit all dem Schreibkram, den sein schweres und doch ernst-schönes Amt mit sich bringt."

Ein neues Dienstjahr mit aller Rüstigkeit und Kameradschaftlichkeit des alten, aber ohne dessen öden Drill und häßlichen Bims und vor allem zu produktiven Zwecken! Das wäre ein Entschluß, mit dem wir uns der heroischen Entscheidung der Amerikaner zur Prohibition wie dem russischen Fünfjahresplan ebenbürtig zur Seite stellen könnten, statt wie so viele heute tun, in Lethargie zu versinken: „Es geschieht meinem Vater ganz recht, wenn ich an die Finger friere. Warum kauft er mir keine Handschuh!" oder unmännlich zu jammern, daß man, wie doch jeder vorher wußte, den Krieg bezahlen muß, wenn man ihn verliert. Die Vorarbeit, die Jugendbewegung und Körperkultur geleistet haben, wäre nicht umsonst gewesen. Unter anderen Umständen müßten die hohen Einrichtungskosten schrecken. Heute, wo wir 3 Milliarden zahlen, bloß damit mehrere Millionen schaffenwollender, aber nicht schaffenkönnender Volksgenossen nicht ganz verhungern, haben wir das Geld, das nötig ist, um sie fast mit einem Schlage für sie befriedigender, Deutschland innerlich und äußerlich bereichernder, für alle Zeiten positive Werte schaffender freudiger Arbeit zuzuführen.

Der 7. Band des „Großen Brockhaus",

des größten modernen volkstümlichen Nachschlagewerks in deutscher Sprache, wird — wie wir erfahren — noch rechtzeitig vor Weihnachten erscheinen. Diese Nachricht wird für die zahlreichen Bezieher des Werkes, das seine Unentbehrlichkeit für den modernen Menschen bereits mit den schon erschienenen sechs Bänden bewiesen hat, sicher von Interesse sein, denn sie zeigt, daß das vom Verlag angekündigte schnelle Erscheinungstempo gewissenhaft eingehalten wird.

Ich sprach neulich, sagen wir, mit einem Herrn X., über Nacktkultur. „Ein Verderb der Jugend, ein schrecklicher Tiefstand der Sitten!" sagte er. — „Erlauben Sie, Verehrtester, opponierte ich, sind Sie denn nicht auch der Ansicht, daß unsere Jugend bei harmlosem Spiel in Sonne und Licht entschieden weniger Schaden nimmt, als wenn sie halbe Nächte in Tanzlokalen verbringt, Cocktails konsumiert und in überladener Sinnlichkeit nach Erlebnissen sucht, die ihre müden Nerven aufpeitschen könnten?" — „Aber sie sind doch wenigstens angezogen", meinte er. — Kommentar noch nötig?

Erik Norden.

Für den gesamten redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Walter Fränzel, Berlin-Tempelhof, Oberlandgarten 15, und Glüsingen, Post Betzendorf, Kr. Lüneburg. Für die Inserate: Gustav Kühn, Leipzig, Eulen-Verlag, A.-G., Leipzig C 1. Druck: Rohland & Paul G m. b. H., Altenburg, Thür. Auslieferung für Österreich: Hans Fischer und Bruder, Wien XVII, Palffygasse 18. In Österreich für Herausgabe und den Inhalt verantwortlich: Hans Fischer, Wien VI, Kasernenweg 11. Auslieferung für Holland und Kolonien: Pandora Uitgevers Genootschap, Wagenstraat 189, Den Haag.

– Umschlag-Photo: Joh. Mühler, Leipzig. Alle Bestellungen für Abonnements und Einzelhefte sind zu richten an: Eulen-Verlag, A.-G., Leipzig C 1, Lange Straße 8, Postscheckkonto: Leipzig 50964. Erscheint monatlich.


FKK
Museum